

MONATSSCHRIFTEN DER
COMENIUS-GESELLSCHAFT
X XVI. BAND. ○ ○ ○ ○ HEFT 1

Monatshefte für Kultur und Geistesleben

1917

Januar

Heft 1

1. 1917



Staat
Bibl.
Erlang.

Herausgegeben von Ferd. Jak. Schmidt
Neue Folge der Monatshefte der C.G.
Der ganzen Reihe 26. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1917

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften
(jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistes-
leben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung
(jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Inhalt

	Seite
Arens, Heinrich, Humanitas	1
Böhme, Fritz, Ernst Lissauer	11
Rosenthal, Georg, Dr., Goethe und das Kartharsisproblem	16
Streiflichter	24
Vaterländischer Hilfsdienst — Lorenz von Stein über das Wesen des Berufes — Zweiter Comenius-Abend — Ursprung der alten englischen Steinmetzen-Gebräuche — Neu hinzugetretene Mitglieder vom Jahre 1916 — W. von Humboldt über das Menschheitsideal	

==== Literatur-Berichte ====

(Beiblatt)

	Seite		Seite
Bauch, Bruno, Geschichte der Philosophie	1*	Osterwitz, Hermann, Auf der Emden und Ayesha	5*
Bode, Julius, Vom Deutschtum	1*	Rist, Johann, Das friedewünschende Teutschland	6*
Boeckelmann, Fr., Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache	2*	Seeberg, Reinhold, Geschichte, Krieg und Seele	6*
British Rule in India	2*	Siegfried, Bernhard, Repetitorium der schweizerischen Volkswirtschaft	7*
Caspari, Otto, Die Bedeutung des Freimaurertums	2*	Siems, Fritz, Die zehn Gebote	7*
Dinter, Artur, Weltkrieg und Schaubühne	3*	Stöwer, Willy, Deutsche U-Boot-Taten in Bild und Wort	7*
Eberhardt, Paul, Von der Möglichkeit und der Notwendigkeit der reinen Religion	3*	Vierkandt, Alfred, Staat und Gesellschaft in der Gegenwart	8*
Janell, W., Kriegspädagogik	3*	Wort, Ein	8*
Meschler, Moritz S. I., Leitgedanken katholischer Erziehung	4*	Wrangel, F. v., Die Kulturbedeutung Rußlands	8*
Nordau, Max, Französische Staatsmänner	5*		

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN



SCHRIFTLÉITUNG: FERD. JAK. SCHMIDT
HOHENZOLLERN DAMM 55
BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

N. F. Band 9

Januar 1917

Heft 1

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

HUMANITAS¹



in französisches kritisches Werk über die humanitären Theorien Romain Rollands trägt auf seinem Titel den Sinnspruch: „Was man in Kriegszeiten der Menschheit gibt, raubt man dem Vaterlande.“ Der Lehrspruch ist im höchsten Grade ausdrucksvoll und stellt die letzte Folgerung dar, die man aus der „heiligen Selbstsucht“, aus der „verlorenen Empfindsamkeit“ ziehen kann, aus jenen in Stein gemeißelten Worten, welche das Buch der Geschichte von heute und von morgen zieren werden. Die Übereinstimmung dieser Ausdrücke offenbart uns indessen die nicht mehr zu schlichtende Zwietracht der Völker, das Aufdämmern der menschlichen Natur, die neue Umwertung, welche sich sowohl für die ersteren als für die letzteren vorbereitet in einem Morgenrot von Feuer, in einem Frühling von Blut und Grausen. Um von ihrem Standpunkte aus das Chaos zu erfassen, in dem wir leben, und dessen besondere und wahre Erscheinungen bestimmen zu können, erfordert es

¹ Die in Florenz erscheinende italienische Monatsschrift „La Bibliofilia“ bringt in einer ihrer Nummern von 1916 einen Leitartikel unter dem Titel Humanitas, der bei der augenblicklich so gespannten Weltlage uns einen tröstlichen Ausblick in die Zukunft eröffnet. Der ungenannte Verfasser versteht unter dem Worte Humanitas jenes geistige Band, das die Wissenschaft seit Jahrhunderten um die Menschheit geschlungen hat, das augenblicklich wohl zerrissen daliegt, aber für ein zukünftiges friedliches Zusammenwirken der Völker bestimmend mitwirken dürfte.

Mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers der Zeitschrift, Herrn Leo S. Olschki, zur Zeit in Genf, geben wir hier den Artikel in deutscher Übertragung wieder, in der Voraussicht, daß die darin niedergelegten Absichten des Verfassers, der von einer höheren Warte aus die Zeit betrachtet, bei gleichfühlenden Seelen Anklang finden werden.

Heinrich Arens

eines Weitblickes, der uns vielleicht in Jahrzehnten, oder gar erst in Jahrhunderten gewährt sein wird.

Inzwischen ist es uns vergönnt, Zeuge zu sein der durch die 30 gleichzeitigen Kriege hervorgerufenen Umwälzungen in den höchsten Bahnen der Menschheitsideale; Ideale, welche vierzig dem Frieden und der Arbeit geweihte Jahre der Erde näher gebracht hatten. Wir verstehen darunter nicht etwa Verträge wie die von Bern, Genf und Haag, auch nicht das Völkerrecht und andere Abmachungen, die eben darum, weil sie vorzugsweise praktische Ziele verfolgen, weiter bestehen werden, ungeachtet vorsätzlicher oder zufälliger Verletzungen, denen sie in diesem, wie in jedem andern Kriege ausgesetzt sind. Wir begreifen darunter den Wendepunkt oder den Zerfall der über den Nationen stehenden menschlichen, nicht der humanitären Kundgebungen. Beide gleichartig haben die gleichen Endziele und bezeichnen den Weg, den die Welt in den Jahrhunderten ihres Erwachens durchlaufen hat: „Religion, Philosophie, Kunst und Wissenschaft.“

Die politische Einigung der verschiedenartigsten Völker war ein Werk der Römer, und nie erneute sie sich wieder, außer zu nur kurzem Dasein durch die starke Faust Karls des Großen. Aber ihr Ideal erhielt sich bei seinen Nachfolgern, die es in Frankreich und Deutschland als Werkzeug zur Macht und Eroberung benutzten, oder es fand Aufnahme bei Männern wie Dante, die durch mehr oder weniger angestregtes Denken, mit Wünschen und Hoffen, Himmel und Erde zu vereinigen suchten und die göttliche und menschliche Ordnung in Übereinstimmung zu bringen bestrebt waren. Beides mehr geglaubt, als mit den Augen erschaut, mehr ein Gebäude der Liebe und Einbildung, als erlebt mit den Sinnen der Wirklichkeit und mit der Erkenntnis der Tatsachen. Der Zwiespalt des Lebens im Mittelalter gibt sich in dieser Hartnäckigkeit des Träumens kund, die mit der Hartnäckigkeit des Lebens im Kampfe steht, in diesem stetigen Auseinandergchen von Theorie und Praxis, was jenem Zeitalter voll höchsten Sehnsens und trostlosen Elendes einen unbestimmten tragischen Charakter verleiht. Die Kaiser, welche sich mit den Abzeichen ihrer Würde schmückten, die Dichter, welche sie besangen und die politischen Theoretiker, die darüber schrieben, sie alle bewiesen, die Wirklichkeit nicht verstanden zu haben, und sie brüsteten sich mit einer durch Ehrgeiz, Liebe und Hoffnung verklärten Vergangenheit. Der einzige wahre Erbe des römischen Gedankens der Weltherrschaft war die Kirche, ohne irdische Macht, darum aber mächtig allein durch die katholische Idee, in der Vorstellung als Beherrscherin des ganzen Erdkreises. Ihr, der Kirche, und nicht den die Macht verkörpernden Kaisern kommt nunmehr zu, was ein römischer Dichter der Verfallzeit von Rom gesagt hatte:

„Fecisti patriam diversis gentibus unam
Urbem fecisti quod prius orbis erat.“

Und diese geistliche Herrschaft war so stark und weitreichend, daß sie die Streitigkeiten der kleinen Herren und der kleinen Freistaaten zum Verstummen brachte, als sie ihre Tätigkeit damals aufnahm und alle Völker in Bewegung setzte gegen den einzigen gemeinsamen Feind, den sie anerkannte, gegen die Mohamedaner.

Vom Kleinkriege daheim abgesehen und von räuberischen Unternehmungen gegen Nachbarn, kannte das Mittelalter keinen andern Widerstreit als den gegen die Ungläubigen. Nationalitäten- und Rassenhaß in jenen Jahrhunderten aufzufinden zu wollen, heißt Empfindungen und Bestrebungen der jüngsten Zeit auf weit zurückliegende Zeiten übertragen wollen. Die mittelalterliche katholische Einheit, die alle Völker und alle Gesellschaftsklassen zu einer einzigen Familie verband, verleiht allen ihren Kundgebungen den gleichen Charakter und den gleichen Ausdruck, eben sowohl in der Dichtung, als in den Künsten und Studien, kurz in allem, was über die Wirklichkeit des tätigen Lebens hinausgeht und über die Angelegenheiten des Tages.

Dieser Bund ist durchaus ein Gebilde des Geistes, ein Werk des Glaubens, ein Erzeugnis der Vorstellung, und er enthüllt sich nun bei den größten Unternehmungen jener Zeiten, nämlich bei den Kreuzzügen gegen die Ungläubigen. Sie aber wirken gerade darum tragisch, weil sie sich von Vorstellungen nährten, die nur Gebilde des Geistes und Werke des Glaubens waren. Während der Kreuzzug gegen die Ungläubigen mit allem Eifer gepredigt ward und die großen Kriege des westlichen Europas gegen das Morgenland mit äußerster Hartnäckigkeit und Blutvergießen geführt wurden, gab es für die Christen, die selbst mitleidslos den Feind vernichteten, doch eine Rücksicht ihm gegenüber, nämlich auf die Erzeugnisse des Geistes. Auf den Gebieten der reinen Wissenschaft, d. i. des reinen Denkens, hörten die Streitigkeiten auf und es vollzog sich das Wunder in der Tatsache, daß die Kirche, welche das Volk zu den Kreuzzügen entflammt und mit Haß gegen die Ungläubigen erfüllt hatte, die Wissenschaft der Araber aufnahm und verarbeitete, welche schon von der Weisheit Griechenlands, Indiens und des Morgenlandes genährt war. Was das unterworfenen Griechenland aus Rom machte, das taten die verjagten und geschlagenen Araber mit dem mittelalterlichen Europa. Und so sehen wir Averroes, Avicenna und ungezählte andere Gelehrte in der Sprache Roms lehren in Toledo und Paris, in Sizilien und der Provence und über den ganzen christlichen Erdkreis sich verbreiten. Hier nun in jenen fernen Zeiten schwebt der wohltätige Geist der Humanitas über der Rohheit des öffentlichen und privaten Lebens, und verbindet die erlesensten Männer aller Länder und Zungen nicht allein im Glauben, sondern auch durch die Studien.

Das ist der Ursprung der literarischen Republik, einer aus der Liebe zur Wissenschaft, ohne äußere Einwirkung erzeugten Stiftung, daher nicht an Abmachungen noch an Gesetze gebunden, aber in der Aufnahme ihrer Jünger stets ebenso streng, als duldsam in Rücksicht auf ihre Besonderheiten. Der Probiertein dieser Auslese war und ist der Grad von Aufrichtigkeit und Selbsterläugnung, von Gewissen und Treue, den jeder Wissendurstige für sich in dem Suchen nach Wahrheit erreicht.

Die stumme Verfassung des Freistaates der Gelehrten, im weitesten Sinne des Wortes verstanden, äußerte sich alldann tätig in der Gründung und dem Betriebe der kosmopolitischen Universitäten, die mit einander Lehrer und Schüler von Land zu Land austauschten und ihre Einrichtungen nach einheitlichen Grundsätzen regeln, indem sie überall dem allumfassenden Organismus der Wissenschaft des Mittelalters Rechnung tragen.

Länder und Völker trennende Kriege wüteten 100 Jahre und länger in Frankreich und England; im Großen und Kleinen ward um die Oberherrschaft und zur Wahrung

der Unabhängigkeit gekämpft in Italien, Deutschland und Spanien, und leise treten die ersten Anzeichen eines erwachenden Nationalbewußtseins auf, gegenüber der Kaiser- und Weltherrschaftsidee, weil die Wirklichkeit sich gegen Theorie und Überlieferungen aufbäumt. Aber weder das eine noch das andere haben auch nur für einen Augenblick die Einheit der höheren Studien zerbrochen, noch letztere in politische, völkische oder geographische Grenzen einzuschnüren vermocht. Dies konnte sich unerschütterlich dartun insofern als die Gelehrten-Republic sich bewußt war, eine auserlesene Schar zu bilden, eine Sphäre, die ihren Schwerpunkt außerhalb der Welt hatte, oder in einer fernen Zukunft; andererseits weil sie die Überzeugung hegte, daß es nur eine einzige geoffenbarte Wahrheit gab, die gleichen Wert besaß für alle Menschen, die nach ihr Verlangen trugen.

Auf dieser selben Grundlage des christlichen und theologisch-wissenschaftlichen Universalismus und mit denselben Idealen, jedoch mehr von Geschichte und Phantasie genährt, als von Vernunft und Glauben, baut der Humanismus sich in der Nähe der Wirklichkeit oder außerhalb derselben seinen elfenbeinernen Turm auf, in dem die Schriftsteller und Philosophen der Renaissance leben, um zu träumen, und sich eine vergangene oder untergehende Welt zu verlebendigen einbilden. Die Humanitas ist damals ein Gewinn der schönen Wissenschaften, die Pflege der Gedanken, das Aufsuchen der Übereinstimmung in den kleinen wie den größten Kundgebungen des Lebens, die Erwerbung der Erkenntnis vermittelt der Forschung und der Wissenschaft, und nicht mehr mit Hilfe des Glaubens und der Offenbarung. Der Universalismus der Studien pflanzt sich in diesem Geiste und in diesen Bestrebungen fort, und die im Namen von Athen und Rom wieder aufgerichtete Humanitas verbindet von neuem noch fester die Männer des Gedankens und des Studiums zu einer einzigen ungeheuren Familie, weit ab von völkischen und politischen, immer mehr drohenden Nebenbuhlerschaften.

Während Byzanz alte Schriften und neue Gedanken im Westen verbreitet, berauben die Schatzgräber und Vorkämpfer der Gelehrsamkeit die deutschen Klöster zu Gunsten reicher italienischer Sammler und tragen den Samen neuen Geisteslebens gen Norden. Es kommen die Buchdrucker aus Deutschland, das politisch Italien feindlich gegenüber steht und völkisch von ihm geschieden ist, um in dem den Göttern heiligen Lande verfeinerte Sitten anzunehmen. Nikolaus Cusanus denkt und lebt in Eintracht mit den lautersten Geistern Italiens, ihnen erstattend, was er von ihnen erhalten hatte. Das Vertrautsein des deutschen Kardinals mit Leo Battista Alberti ist dieser Eintracht Sinnbild.

Die Heere Karls VIII., die nach Italien herabstiegen zur Eroberung und zur Unterwerfung der Provinzen, kämpften mit aller Wut gegen die kleinen Völker der Halbinsel, welche eifersüchtig ihre Unabhängigkeit zu wahren bestrebt sind, während der von ihnen ausgehende humanistische Geist auf das zerfallende mittelalterliche Frankreich sich ergießt. Und während Kopernikus und tausend andere Geringere aus Deutschland, Polen, Böhmen und Ungarn nach Italien wandern, um dort zu leben und zu lernen, während das Frankreich Franz I. einen Leonardo da Vinci aufnimmt, den weitumfassendsten Geist Italiens jener Zeit, während Boccaccio und Petrarca in Basel, Nürnberg und Prag eine neue Heimat finden, während das von den Mauren befreite Spanien sich zu den Tagen Baldassarre Castigliones mit Humanisten bevölkert, und während die von äußeren und Bürger-

kriegen zerrissenen Niederlande den Studien einen Erasmus schenken, — stürzt der katholische Universalismus unter der wuchtigen Faust Luthers zusammen, um aus der Gelehrtenrepublik den einzig wahren, festen und dauernden Weltbund zu schaffen. Das Cinquecento hat den Triumph der Wirklichkeit über die Theorien gesehen, den politischen Zerfall Europas im Versuche Karls V. und jenen religiösen mit der Reformation, aber es hat der Humanitas neues Leben und neue Ziele verliehen, indem es die „philosophische Familie“ in eine mächtige, aber gleichsam geheime Gesellschaft wandelte, welche die Wissenschaft aus dem Untergange rettete, in den die wankende Kirche sie hineingezogen haben würde.

Wenn auch Europa von unaufhörlichen fürchterlichen Religions- und Eroberungskriegen zu den Zeiten Richelieus und Ludwig XIV. zerrissen war, so konnte es für ein Jahrhundert lang doch alle Völker vereinigt sehen in einem idealen Wett-eifer und in einem teils beabsichtigten, teils unbewußten Zusammenarbeiten, dank den größten und hervorragendsten Männern: Galilei in Italien, Descartes in Frankreich, Kepler in Deutschland, Tycho de Brahe in Dänemark, Spinoza in Holland, Isaak Newton in England, reichten sich die Hände, um hoch über der Völker Zwietracht eine Schar Auserwählter zu bilden. Die von der Inquisition belauerte und tödlich verwundete Humanitas wird durch jene von neuem aufgebaut auf Grundlagen, welche heutigen Tages noch vorhanden sind und die bestehen werden, so lange es Menschen gibt, die nach Wissen und Erkennen dürsten.

Wie steht es nun mit dem Ursprunge und dem Endziele dieser allerhöchsten Eintracht? Vielleicht war es Furcht vor den Nachstellungen der Inquisition und die Ansicht, daß Einigkeit stark macht, wie wohl jene glauben, die Geschichte schreiben, um sie den nicht immer wahren Bestrebungen des Tages dienstbar zu machen! Niemals! denn alle diese waren von tiefem Glauben erfüllte Männer, die Verfolgungen, Erniedrigungen und den Märtyrertod ertrugen, jeder aus eigener Kraft und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, stark und zufrieden in der Gemeinsamkeit der Grundsätze und Ziele, aber darum nicht unverwundbar. Oder waren es etwa die Voreingenommenheiten des tätigen Lebens, den Menschen nützen zu wollen mit den Erzeugnissen der Technik, welche jene Eintracht begünstigen? Keineswegs, denn was diese Männer der Technik und der Anwendung zugestanden, war absolut und relativ betrachtet, nur geringfügig. Jene stille Gemeinschaft, jene gegenseitige Achtung, jene heiter ruhige Übereinstimmung haben keinen andern Ursprung, noch ein anderes Ziel, als die Erhebung der Menschheit, wie man sie im Erlangen und in der Erkenntnis des Wahren sich vorstellte, und als das Endziel der Geschichte. Für diese Gemeinschaft bauten sie eine ideale Welt auf, als Spiegel und Inbegriff der wirklichen, indem sie den Gedanken an die durch Versuche gesicherten und geklärten Tatsachen anpaßten, letztere entwirrt von den sie sondernden Ideen und den sie beherrschenden Gesetzen.

Hier schuf die Humanitas von neuem eine geistige Welt in Übereinstimmung der Mittel und Pläne, im Bewußtsein der Allgemeingültigkeit der Naturwissenschaften und der Philosophie, indem sie in den unendlichen Kundgebungen der Natur und der Menschheit die ständigen Urstoffe festlegte, die ewigen Erscheinungen und die grundlegenden Ausdrücke. Den geschichtlichen und sprachlichen Forschungen andererseits verleiht einen mächtigen Antrieb die Erkenntnis des gemeinsamen Ursprunges der europäischen Gesittung und das Gefühl dieser

geistigen Einheit zwischen allen Völkern, die aus den Idealen und der Geschichte von Athen, Rom und Judäa Nahrung ziehen.

Das Jahrhundert eines Galilei, Cartesius und Newton sah den Aufstieg eines Muratori, Mabillon, Gronovius, Bentley; über ganz Europa breitete sich ein Sehnen aus, die Vergangenheit im Geiste wiederherzustellen, indem man den Gedanken an die urkundlich gesicherten und geklärten Tatsachen anknüpfte, und diese von den sie bewegendem und beherrschenden Ideen sonderte.

Das Erbe dieser unermeßlichen Arbeit rein geistigen Aufbaus ward vom 18. Jahrhunderte übernommen, dem großen Jahrhunderte, das die im geduldigen Schweigen der „philosophischen Familie“ gereiften Ideale in die Wirklichkeit und in die Tat umzusetzen suchte. Leibniz, der in drei Sprachen denkt und schreibt; die Encyclopädisten, welche das in Jahrhunderten angesammelte Wissen verbreiten; Friedrich der Große, der die erlesensten Männer Frankreichs und Italiens um sich schart; der Wiener Hof, welcher Metastasio und Zeno gastlich aufnimmt; die Musik, die in ganz Europa den gleichen Stil und dieselben Formen aufweist; die den innersten Grund der französischen Revolution ausdrückende Formel; Napoleon, der noch einen politischen Universalismus erträumt; Kant und Goethe, die mit einem Auge, dem nichts entgeht, den ganzen Bau des Weltalls und der Menschheit umfassen, der eine um den ewigen Frieden zu ersinnen, der andere den Einklang der Bestimmung des Menschengeschlechtes, — sind nebst vielen anderen Kundgebungen die Äußerungen desselben Geistes und bezeichnen den neuen und weitreichendsten Triumph der Humanitas.

Im 19. Jahrhunderte erhielten sich nur jene Kundgebungen unberührt, welche ideal waren und blieben. In der offenen und heftigen Berührung mit dem tätigen Leben zerschellt die Humanitas. Wie die Frühlingswinde mit unsichtbaren Keimen die Blumen befruchten, welche sie aufnehmen, so verbreitet im Stillen die Humanitas ihren Geist unter den Menschen, gleich den unterirdischen Strömungen, die in langsamer Arbeit und mit unbekanntem, aber unaufhörlichen Umwälzungen unserm Erdballe Gestalt geben. Die Wirklichkeit nahm deshalb nur teilweise die menschlichen und menschenfreundlichen Ideale auf, die ein Jahrhundert des Denkens und der Begeisterung den Sterblichen zu ihrer Erlösung darbot. Von diesen Idealen gingen nur einige Fünklein ins Leben über und das Wenige diente der Volksherrschaft dazu, die Schlagworte „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ der widerstrebenden Wirklichkeit anzupassen, mehr als eine Formel, die verschiedene Auslegungen zuließ, als ein Programm. Der humanitäre Kosmopolitismus, der politische Universalismus waren Vorstellungen, waren Träume; Europa sah sie verschwinden, sobald die Völker sich zu Nationen zusammenschlossen in den Grenzen, die jedes Volk mit Feuer und Schwert seiner eigenen Geschichte, seiner eigenen Zukunft setzte. Aber die Humanitas anerkannte diese Grenzen nicht und je mehr sich die „philosophische Familie“ ausdehnte, desto mehr und mit um so größerem Rechte wuchs das Hoffen auf die verbrüdernde Macht der Wissenschaft. Und im Revolutions- und Kriegsjahre 1848 fand dieses Hoffen seinen reinsten und erhabensten Ausdruck in dem Werke Ernst Renans über die Zukunft der Wissenschaft.

Siebzig wilde Kriegsjahre trübten nicht einen Augenblick den wissenschaftlichen Kosmopolitismus, der jetzt auf allen Gebieten in Erscheinung trat. Wir sehen hier

die Naturwissenschaften und die Mathematik nicht als seinen unmittelbarsten Ausdruck an, sondern vielmehr die Geschichtswissenschaft. Die Einigung der Völker zu Nationen führte jedes Volk zu einem mit Leidenschaft betriebenen Studium seiner eigenen Geschichte; aber das Bewußtsein der gemeinsamen Herkunft und gemeinsamer hoher Ideale verminderte sich darob nicht. Unvoreingenommenheit bei geschichtlichen Forschungen, auch wenn diese sich in das Land und die Seele des Feindes vertieften, blieb die unwidersprochene Bedingung, der Probestein, das höchste Ideal ihrer Ausführung. Wenn in der Deutung der Ergebnisse persönliche Zuneigung oder Abneigung die Prosa der größten Geschichtsschreiber des Jahrhunderts beseelten, so hingen sie bei den einzelnen von der Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft ab, von ihrer Liebe zum Wahren und Schönen, und nicht von Parteilichkeit, von blinder Vaterlandsliebe, von politischen und nationalen Richtungen.

Die Wissenschaft, welche von ihren durch die Zeitschriftenliteratur schier ins Unendliche vermehrten kritischen Organen bedient ward, hat jene Schriftsteller zurückgewiesen und verurteilt, welche die Geschichte als Werkzeug zur Verbreitung von Meinungen und des Umsturzes gebrauchten. Wer es heutigen Tages nicht versteht, in diesem Sinne Geschichtsschreiber von Geschichtsschreibern zu unterscheiden, der gehört nicht der Humanitas an, sondern dem wissenschaftlichen Dilettantismus und der Tagesschriftstellerei.

Sollen wir Beweise für den wissenschaftlichen Kosmopolitismus des 19. Jahrhunderts liefern, Namen nennen, die Anzeichen aufzählen? Es zeugen dafür die Schulprogramme von ganz Europa, die Statistiken der Universitäten, jede Bibliographie, jede öffentliche und Privatbibliothek, es beweisen es die alle europäischen Hauptsprachen mehr oder weniger zulassenden Kongresse, die internationalen Monatschriften, die ganze europäische Geistesverfassung. Betrachten wir nun uns selbst, mit unserer sittlichen, bürgerlichen und wissenschaftlichen Erziehung, so durchschreiten wir in dem kurzen Laufe unseres eigenen Daseins das ganze sittliche Leben der Menschheit, so wie die Leibesfrucht in den Monaten ihrer Entwicklung alle Grade der Entwicklung der Art durchläuft, welcher sie angehört. Wir sehen daher, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Gebildeter, gleichviel welcher Herkunft, sich einem Gebildeten einer fremden auch feindlichen Nation, viel näher fühlte und auch stand, als einem Analphabeten oder Ungebildeten des eigenen Volkes. Diese Übereinstimmung war nicht durch die Verkehrsmittel bewirkt, die den Meisten als sinnbildliche Kundgebungen des Fortschrittes erscheinen, sondern ist das Werk der Humanitas.

Und heute? Übereilen wir unser Urteil nicht, noch lassen wir uns von falschem Anschein ablenken. Als der ungeheure Krieg ausbrach, scharten sich hinter den Heeren aller Länder in festen Massen die in der Tat und dem Gefühle mit ihnen einigen Völker. Wer seinen Arm und sein Leben dem Vaterlande nicht darzubieten vermochte, oder wer mit dem einen oder dem andern der im Kampfe stehenden Völker geistig verbunden, nur hoffend und wünschend, dem schrecklichen Streite beiwohnen konnte, der gab sich mit Leidenschaft der Kriegswut hin, in einem Gefolge von Gefühlen, die gegen den wirklichen oder vermeintlichen Feind Geschosse von Worten schleuderten. Auf beiden Seiten suchte man den Feind zu verletzen in seiner Geschichte, seinem Wesen, in dem idealen Teile seines heutigen und

zukünftigen Lebens. Die besonnensten Gelehrten, die kühnsten Denker, die reinsten Geister wurden von der ursprünglichen Wucht der furchtbaren Wirklichkeit zu Boden geworfen und in dem ungeheuerlichen Chor des Hasses herrschten ihre Stimmen vor. Und es ist ganz natürlich, daß es so geschah. Heute sind es die Völker, welche die Kriege führen, wieweil die Völker nicht die ersten sind, die sie wollen, und die Aristokratie des Geistes stellt nicht eine gesellschaftlich bevorzugte Klasse dar, welche den ursprünglichsten Gefühlen unzugänglich ist. Denn Blut ist kein Wasser, selbst nicht bei Männern, die in Forschungen gereift sind, oder durch Denken vergeistigt und von Idealen gehoben sind. Die Geschichte der Humanitas wird über jene Männer mit Billigkeit urteilen und sie niemals verdammen können, weil sie auch in der Leidenschaft, die durch die Aufrichtigkeit ihrer Gefühle gerechtfertigt war, die Humanitas nicht verleugneten. Aber jene kleinen Geister „*professoria lingua generis humani regimen expostulantes*“ (wie Tacitus sagt) wird sie verurteilen, welche die Krisis der Humanitas zur Plünderung des Tempels ausnützten, um die ewigen Güter unter das Joch ihrer eigenen Unwissenheit und ihres Ehrgeizes zu bringen, wenn die Gelegenheit ihnen günstig war. Jene Güter, die noch heute lebendig sind, die in Jahrhunderten der Selbstverleugnung und der Stille allen Menschen jeden Vaterlandes von der Humanitas dargereicht worden sind.

Auf allen Gebieten haben phantastische Begriffslehren, unterstützt von juristischen Spitzfindigkeiten jene Ideen ins Formlose verändert, welche die Schutzgeister der Menschheit vorausfühlten und festlegten, nicht mit eilig zustandegebrachten Erklärungen, sondern mit Ausdauer und Geduld im Denken, in der Betrachtung und in der Arbeit. Ein Heer von Schreibern, in der Maske von Gelehrten, die wie Harlekin sich mit fremden Kleidern putzten, begann überall mit affenartiger Behendigkeit die Reste des Mahles aufzulesen, wo man „das Brot der Engel verspeist“. Sie füttern damit die Harmlosen und Leichtgläubigen, die in dem furchtbaren Weltenbrande das fast übersinnliche Bedürfnis in sich zu befriedigen suchten, nämlich die Geschichte der Menschheit, des Vaterlandes und der einzelnen Persönlichkeit zu erkennen. Und da eben die Naturtriebe und die Naturkräfte für die große Menge die überzeugendsten Gründe bilden und den Stegreif-Händlern von Kleinweisheit eine leichte und unerschöpfliche Fundgrube sind, so geschah es, daß die naturalistische Rassentheorie zur Speisung der Lampe des Diogenes dienen mußte, welche diesmal die geheimsten Winkel der Geschichte und der Menschheit zu erleuchten bestimmt war. Die größten Männer, welche die Menschheit zu dem machten, was sie ist und sie erzogen, wurden aufgestellt und nach Rassen eingeteilt, wie Exemplare einer Tierwelt in einem anatomischen Museum, mit der Geschichte ihres Stammbaumes und der krankhaften Veränderungen in auf- und absteigender Linie.

Nachdem man die Menschen so eingeordnet hatte, dehnte man diesen naturalistischen Grundsatz auf die Welt der Gedanken aus und die Grundlehren der Menschlichkeit hatten einzig und allein Geltung für die Entwicklung der Völker nach der guten und der schlimmen Seite. Wir besitzen heute die Geschichte der Ideen, der Studien und der Wissenschaften in geographischer Anordnung, die noch viel armseliger ist, als jene, die notgedrungen für die politische Geschichte angenommen ist. Außerdem sehen wir die Jugend aller Völker von der im Hinterhalte liegenden

Mannschaft des Heeres und der Schule dazu erzogen, die Wissenschaft zu nationalisieren und die hundertjährige Einheit der Humanitas zu verleugnen. Und sie finden Glauben bei den jugendlich unbefangenen Köpfen, die in der Wissenschaft einen Rest der Zauberei sehen, oder einen Anreiz zur geistigen Erhebung; sie finden Glauben bei den Geistern der großen Praktiker, die darin nur ein Mittel zum Maschinenbau finden, zur Erzeugung von Heil- und Schönheitsmitteln, und bei jenen anmaßenden Dilettanten, die jedes Kraut zu einem Bündel schnüren, um es bequem und zu ihrem Nutzen wiederzukäuen.

Zu welchen ungeheuerlichen, gottlosen und schädlichen Schlüssen die Stegreif-Erzieher der Völker gelangen, ersieht man aus den Reden, die sie an ihre nur allzu geduldigen Hörer halten, über die Besonderheiten der Wissenschaften in den verschiedenen Ländern und bei den verschiedenen Rassen des stürmisch bewegten Europas. Die Methode, so sagen sie, ist eine deutsche Schöpfung, das Genie ein Vorrecht der romanischen Völker. Die spitzfindigen Folgerungen aus diesen phantastischen Voraussetzungen, womit die Dilettanten, Zeitungsschreiber und Ästheten ihren Esprit überspannen und sich ihre Trägheit hoch einschätzen lassen, machen sie durchaus vergessen, daß die ganze Welt darüber einig ist, Galilei und Descartes als Ersinner der Methode zu feiern, die alle Wissenschaften erneuerte und vielleicht auch die Menschen selbst und das Leben erneuern wird, wenn die Humanitas gerettet sein und fortdauern wird.

Es ist die Methode, die Schulung des Geistes, welche jene Einigkeit schuf, deren Geschichte wir kurz zeichneten. Sie ist nicht lateinisch in ihrem Ursprunge wegen der zufälligen anthropometrischen Daten ihrer Schöpfer, wohl aber ist sie die Anpassung an den Gedanken jener selben Grundsätze und Ideale der Ordnung, der Genauigkeit, des Verhältnisses, der Treue und des Maßes, welche der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts festsetzte im Namen von Athen und Rom, welche die Kunst sich zu eigen machte, und welche die Humanitas stets den Menschen zu ihrer sittlichen Erlösung darzubieten suchte. Aber wir sind noch sehr weit davon entfernt und die Entfernung wird weiter zunehmen, solange man auf die Stimme der Quacksalber der Wissenschaft hören wird, denen es nicht an Geschick, an gutem Willen und ehrlichem Glauben fehlt. Um der Civitas Dei aber würdig zu sein, geht ihnen die einzige Form der Leidenschaft ab, die diese zuläßt, die einzige fruchtbare Kundgebung der Liebe, des Glaubens und des Mutes, nämlich die Geduld. Nicht jene Geduld indessen, jene Schlaftrunkenheit des Schicksalsglaubens, in der die einfachen Menschen dahinleben, wohl aber diejenige, welche eine Frucht der Ausdauer, der Selbstverleugnung und des Glaubens ist, Schwester und unauflösliche Gefährtin des Genius.

Mögen sie nur den Mund voll nehmen die Männer der Gelegenheit und die Phrasenhelden, denen die Tagesblätter um geringes Geld von Zeit zu Zeit Ruhm spenden. Nicht ihnen gebührt das letzte Wort in der Geschichte. Die Humanitas wacht wie immer im Stillen, wartend und hoffend auf ihren Tag. Ihre Geschichte wird größer sein als die aller Heere und aller Kriege.

Jede kosmopolitische Einrichtung und Kundgebung macht heute mit der Welt ihre Krisis durch, um vielleicht kräftiger sich wieder aufzurichten. Die Kirche fühlt sich zerrissen und zerstückelt, die internationale Demokratie gebrochen, die Wissenschaft ohne festes Ziel. Aber die Kirche wird die sie beherrschenden Ideen

wiederfinden, dank ihrer starken Organisation und unter dem Schutze der katholischen Staaten und Völker. Die Demokratie wird mit größerer Festigkeit und von den ihr anhangenden Völkern unterstützt, die Ideen begründen, welche ihr Wesen ausmachen, und die Vorteile werden in beiden Fällen sittlich und praktisch im Interesse der Menschheit sein. Aus dem scheinbaren Untergange wird die Wissenschaft ungefährdet erstehen, weil sie gleich wie der Glaube und die Staatskunst überall mit denselben Idealen ihrer Herrschaft ausübt, und weil ihre Früchte auch moralisch und praktisch den Interessen der Menschheit dienen. Niemand wird heute ein Heilmittel zurückweisen, das die Wissenschaft und des Feindes Kenntnisse für Wunden darbieten und gegen Nachstellungen des Leidens. Niemand ist im Stande, aus dem eigenen Leben oder dem seines Volkes die Wohltaten auszulöschen, welche die Humanitas, auch unter dem Namen des verhaßten Feindes, seinem Geiste gewährt.

Aber es gibt Wissenschaften, die nicht sogleich praktische und leicht greifbare Ergebnisse zeitigen, jene, welche die große Menge als einen Luxus betrachtet, als einen Zeitvertreib für Müßiggänger, als eine überspannte Idee von Tobsüchtigen, weil sie auf ein unendlich fernes Ziel zusteuern, die Erhebung und Erlösung der Menschheit. Die Wissenschaften sind es, welche in der leidenschaftlichen Wahrheitsliebe, wo immer diese in der Natur oder im Menschen sich offenbart, die Menschheit zur Selbsterkenntnis leitet in der Vergangenheit, Gegenwart und im Ewigen. Der Wächter der Menschen schläft nicht, noch schlummert er, solange die Humanitas, seine höchste Offenbarung, lebt. Weder Krieg, noch Haß, noch die Heldentaten derer, die Zwietracht säen, werden sie zerstören können oder auch nur engen innerhalb der Grenzen der Völker, die sich gegenseitig zerfleischen. Noch heute legen im Denken, Forschen und Glauben gereifte Männer die blutgetränkten Gewänder ab und den augenblicklichen Haß, wenn sie, beim Eintritte in den Tempel der Humanitas, zur Zwiesprache mit den früheren Brüdern zurückkehren, bei der Betrachtung des Ewigen, der Prüfung des Wahren. Wenn der Gläubige nicht erst das Unglück abwartet, um sich zu Gott zu wenden, so erwarten diese Männer nur die Rückkehr zur Ruhe, um ihr Amt wieder aufzunehmen. Man kann Alles dem Vaterlande geben, durch die eigene Leidenschaft die Kampfesglut erhöhen, das Toben der Schlachten, den Wunsch zu Siegen und doch zu gleicher Zeit den Gedanken und den humanen Studien nachgehen, wenn der die letzteren beselende Geist von der wahren Humanitas getränkt ist, wenn das Beispiel der Großen sie begeistert und leitet. Heute mit lauter Stimme die Verbrüderung der Völker zu verkünden oder sie zu beklagen, ist ein Verstoß gegen die Zeit, nach Art Don Quichottes. Mehr gilt geduldiges Schweigen, wenn man Vertrauen auf sie hat. Wer heute auch nur als bescheidener und unbeachteter Pfleger der Wissenschaften und der Geschichte, wohl bewußt ihrer letzten Endziele jenseits von Gut und Böse, ihnen die Schuldigkeit erweist, die sie von ihm beanspruchen, auch nicht erst auf den ersehnten Frieden wartet, um seinem Geiste jene ruhige Heiterkeit wiederzugeben, die ihn zum Lernen und zum Urteilen fähig macht, der wird mit Ehren dem Vaterlande dienen oder der Menschheit, oder beiden, und wird beim neuen Völkerfrühling gerüstet sein, sicher seinen Weg zu gehen.

„Si la science est la chose sérieuse, si la destinée de l'humanité et la perfection de l'individu y sont attachées, si elle est une religion, elle a comme les choses religieuses

ses une valeur de tous les jours et de tous les instants. Ne donner à l'étude et à la culture intellectuelle que les moments de calme et de loisir c'est faire injure à l'esprit humain, c'est supposer qu'il y a quelque chose de plus important que la recherche de la vérité."

In diesen Worten Ernest Renans ist, soweit unsere schwachen Kräfte reichen, unser Glaube und unser Programm enthalten.

ERNST LISSAUER

Von Fritz Böhme



Der Dichter Ernst Lissauer ist nicht allein seines „Haßgesangs gegen England“ wegen den Deutschen kein Fremder. Schon sein erstes Werk, das er unter dem Titel „Der Acker“ im Jahre 1907 veröffentlichte, erwarb ihm einen Kreis von Freunden. Es erregte dadurch Aufsehen, daß es nicht die Zeichen der Erstlingswerke — Unreife, Anlehnung an fremde Vorbilder, flache Stellen, unkünstlerische Mittel — aufwies. In kleinen, mit Sicherheit erarbeiteten Versgestaltungen legte der Dichter persönliche, der individuell-zufälligen und gelegentlichen Gewandung entkleidete Erlebnisse dem Leser vor, in denen Freude am Schaffen und Wachsen, am Verbundensein mit lieben Menschen, an der Natur als Sinnbild menschlich-seelischen Erlebens kraftvollen Ausdruck in einer eigengemeißelten Sprache fand. Die zweite, einige Jahre später erschienene Sammlung „Der Strom“ erwies in noch vollerm Maße die Eigenart Lissauers gedrungene und verdichtete Ausdrücke für seelische Vorgänge zu finden und brachte in der Anwendung freier Rhythmen als weitere Seite seines Könnens die Kunst, verstetchnisch Neuland zu erschließen. Das Zeichen dieser freien Rhythmen ist völlige Kongruenz von Inhalt und Form. Rhythmus, Wort, Tonwerte, Reim verbinden sich mit Bildfolge, Gedankenreihe und Stimmungs-entwicklung zu einem unauflösbar ineinander verwirkten Gebilde, in dem jedes Einzelne unverrückbar an der rechten Stelle stehend Strebepfeiler und Bogen des gesamten Baues zugleich ist. Erst auf dieser Grundlage konnte sich die Wucht und Eindringlichkeit seiner dritten Schöpfung, des Vergangenes als Glut und Not vergegenwärtigenden Versbuches „1813“, aussprechen, das er den Deutschen zur Wiedererinnerung an die großen Tage der Volkserhebung schenkte. Dann kam der Krieg 1914. In einem kleinen Aufsätze „Gefühl der Gesamtheit“ (Vossische Zeitung, 6. April 1916) sprach Lissauer folgenden Satz aus: „Die Geistigkeit unserer Nation muß wieder lernen, Gesamtheiten zu sehen, Völkerpersönlichkeiten... Die überpersönlichen Mächte verstehen heißt: Geschichte verstehen“, und wie er schon in dem Buche „1813“ die Helden und Führer nicht als in sich isoliert handelnde Menschen, sondern als Sprachrohr der vom Geist der Zeit getragenen Nation und in seinem „Acker“ und „Strom“ den Dichter als Stimme der umgebenden Welt aufgefaßt hatte, so wurde auch in ihm der Krieg zu einem Erlebnis überpersönlicher Artung, und der Geist, der unser Volk beherrschte, gewann Gestalt und schuf jenen begeistert nachgesprochenen und ebenso glühend befehdeten „Haßgesang“, das verbreitetste Gedicht, das der Weltkrieg hervorbrachte.

Und nun nach all diesem — ich übergehe hier eine 1916 veranstaltete Auswahl aus seinen Gedichten, die er unter dem Titel „Der brennende Tag“ veröffentlichte — hat er uns ein neues, in sich abgeschlossenes Werk geschenkt, das sich in unserer herben und harten Zeit fast ausnimmt wie eine barokene Blütengirlande: „Bach. Idyllen und Mythen“. (Berlin. Schuster und Loeffler 1916. 59 S. 8°. Pr. 2,50, geb. 3,50 M). Es enthält einen Zyklus von Gedichten, die alle um den großen Musiker Johann Sebastian Bach kreisen, den Meister der Orgel. Schon die vorher genannten Gedichtbände Lissauers hatten gezeigt, daß er den feinsten Sinn für Musik besitzt und seine Kunst zum Teil aus der Schwesterkunst Anregung erhält. Besonders die zweite Sammlung „Der Strom“ birgt viel hierher Gehörendes: ein Gedicht „Auf einen Taktstock“, ein anderes „Der Geiger“, in dem die Verse stehen:

... Er hebt die Geige an das Kinn,
 Schweigen wächst über die Häupter hin.
 Es sinken seine Augenlider,
 Sacht
 Weht der Seele leiser Vorhang nieder,
 Er steht in Nacht.
 Doch schimmernd ziehen
 Weit durch das Dunkel weiße Melodien,
 Heiß
 Dehnt sich Wüstenei aus Schein und Gleich,
 Licht sind die Lüfte, Licht der grelle Sand,
 Licht ist als Himmel flammend gespannt.

Wie sengt
 Die Stille süß! Schweigende Feuer loh'n;
 Inmitten aufgehängt
 Wie eine klingende Sonne glüht und schwimmt der Ton.
 Der Boden weicht,
 Es trägt ihn auf in immer heißern Schein,
 Der Bogen streicht und streicht,
 Im weiten Raum voll Licht ist er allein...

Hier findet sich auch schon das Gedicht „Bach“, das er als „Lobgesang an Johann Sebastian Bach“ den „Idyllen und Mythen“ in wenig veränderter Fassung vorangestellt hat; hier in den Gedichten „Beethoven“ und „Bruckner“ Vorklänge für zwei noch unveröffentlichte, weitere Gedichtsammlungen, die sich mit diesen beiden Heroen der deutschen Tonkunst beschäftigen werden.

Aus diesem neuen „Bach“-Büchlein jubelt und klingelt und klingt, dröhnt und brummt und fiedelt der in Worte gegossene Geist der deutschen Musik wie nie zuvor in einem Werke Lissauers in hellen, festen Akkorden und sanften, lieblichen Melodien entgegen. Es sind ganz köstliche Sachen unter diesen Bachidyllen: musikalische Zeitbilder („Gespräch zweier Kantoren“), Märchen („Die Bremer Stadtmusikanten“), Träume („Vision des Schülers“).

Die Bachischen I

Orgelspieler, Fiedler, Pfeifer, Kantore,
 An Gambe und Trombe, auf Turm und Empore,
 In Suhl, in Ruhla, Meiningen, Eisenach,
 Allenthalben in Thüringen siedelt im tönenden Amte ein Bach.
 Christoph, Christian, Günther, Ägidius,
 Heinrich, Valentin, Jakob, Ambrosius,
 Bis nach Franken hinein trifft man die Bachischen an,
 Alle sind Musici, und jeder heißt auch Johann.

Von Markt zu Markt, von Flecken zu Stadt, über Land,
 Geflochten die Kreuz und die Quer ist Streichen und Blasen gespannt.
 Von Häusern zu Häusern, wo Bachische wohnen,
 Schwärmen Klänge dahin und daher gleich Schmetterlingen und Drohnen.
 Innen brodeln die Öfen, es surren die Spindeln,
 Haken schurren am Herd, Kinder weinen in Windeln.
 Klang umklingelt den Nikolaus Bach am Spinette,
 S gelt nach Gehren von dannen in Michaels neue Motette,
 Einer fährt aus der Arnstädter Orgel, vom Fluge wehen die Lichter,
 Auf den Schweinfurter Turm der Posaune tief in den Trichter,
 Bernhard in Erfurt sinniert, da kitzelt ein Ton ihm im Ohre,
 Schmettert bei Christoph mit im streitbar dröhnenden Chore.
 Überall schwingen die Scheiben, und Luftgeigen singen am Dach,
 Unten die Menschen horchen empor: da wohnt in Gesange ein Bach.

Wie weiß Lissauer die Register der Bachischen Orgel zu ziehen: vom Tänzeln zum verträumten Dahingleiten, von den wuchtigen Fugenschritten zu den neckischen Schnörkeln, vom Wiegenlied zur Totenwacht der Orgelpfeifen. Musik, Musik — das ganze Leben des Meisters: eine große, rauschende Sinfonie! Es ist ein liebes Buch, ein lächelndes, ein Ausruhebuch nach banaler Alltagsmisere und auch nach der nervenspannenden Aufregung der Vertiefung in das Schwere unserer Tage. Und doch ist es nicht nur friedlicher Sonnenschein auf bunten Rasen; es ruht tiefeingebettet darin das Schicksal der großen Persönlichkeit: die Einsamkeit. Nur wird hier klar, daß diese Künstlereinsamkeit im letzten Grunde kein Einsamsein ist, daß sie sich hineinrankt in das Reich der überpersönlichen Mächte mit ihrer Fülle von Schönheit und dem Bewußtsein der Kraft, von innerer Freude und lauschendem Hinnehmen, von freiem und befreiendem Geben, von Allheitsgefühl und Gottnähe. Zwar nicht so unmittelbar sich gebend wie in seinen Psalmen, den schönsten Hymnen, die Lissauer schuf (veröffentlicht zum Teil in der Monatschrift „Die Tat“, Juni 1916), in denen das Ringen um das Tiefste im Menschen, das Erfühlen und Erobern des Ewigen in der Welt und im Menschen, das Anschauen Gottes, das Wandeln mit Gott den reinsten Ausdruck erhielt, erfüllt den Dichter auch hier in der Gestalt Bachs tiefe Religiosität, die weiß, daß ein Auge über der Welt lächelt und den Starken eine noch stärkere Hand hält, daß er nicht strauchle: keine weichliche, aber auch keine finstere Religion ringt sich in diesen Versen empor — wie sollte das auch bei Bach möglich sein — es ist protestantische, männliche Religion, Religion lutherischer Kraftfülle und Weltliebe bei aller Strenge

gegen sich selbst, bei verankertem Pflichtbewußtsein, es ist deutsche Religion, die Gott auch im Unscheinbarsten, in Blatt und Blüte der Wiese sieht, die den Gott der Welt in dem eigenen Können in sich fühlt und der nun alles Schaffen ein Lobpreis der von Gott gegebenen, im Künstler wiedererschaffenen schönen, lieben, heitern, ungetrübten Natur wird. Und außer diesem aus der Religiosität geborenen heiterem Schaffen: dargestelltes Weltgefühl. Von der hohen Warte der Seele Bachs erscheint in den Stunden der Kunst Menschenglück und Menschenleid verschrumpft und puppenhaft klein und unwert vieler Worte und Kraftvergeudung. Sein Lied ist ein gewaltiges, hohes Lied, ein emportragendes, emporreißendes. Nicht das Gottgefühl eines Ekkehard und Suso: das flammende Schwert Luthers, die Welt von Kraft durchzuckt, der Gott von Kraft durchatmet geschaut.

Bei der Wahl historischer Persönlichkeiten als Gegenstand einer Dichtung liegt die Gefahr nahe, daß die Gedichte ohne die dargestellte Persönlichkeit oder besser ohne unser Wissen von der Persönlichkeit nichts sind, daß sie nur in dem Schatten dieses Großen, uns Bekannten leben. Es ist wie bei Biographien: die Gestalt muß als Zeitwesen und Gefühlsinhalt plastisch, greifbar, ohne weiteres verständlich aus der Dichtung herauswachsen. Jene Gefahr hat Lissauer zu überwinden gewußt, diese Aufgabe restlos gelöst, ohne in Anekdotenhaftes oder Kommentierendes zu verfallen. Auch der, welcher Bach nicht kennt, nie eine Fuge oder Motette gehört hat, lernt hier ihm näherkommen. Und er sieht ihn nicht nur als den, der angetan mit der Allongeperücke vor der Orgel sitzt, mit den Seinen hochzeitet und feiert, sondern er spürt ihn als einen, der in den Tönen knieend zu dem Gott in seiner Seele betet.

Legende

Als von Bachens Spiele die Orgel erscholl,
 Die Wölbung halte von der Gewalt seiner Hände,
 Geschah es, daß vor seinem Haupt ein Brausen schwoll,
 Das zerblies die Wände.
 Dumpf hockte sein Leib, die Finger griffen, doch seine Augen sahn:
 Das All war vor ihm aufgetan.
 Weit, ohne Küste und Saum,
 Rauschte der Raum,
 Es brüllten, es zischten
 Die Wellen
 In Geifern und Gischten,
 In gellen
 Schäumen stürzten die Wogen, —
 Weit, weit kam die Welt, Flut hinter Flut, auf ihn gezogen,
 Schon spürte er die antosenden Massen
 Ihn würgend umfassen,
 Schon schwebte
 Schiffhaft die Orgel, in Schlag und Widerschlag der Dom erbebte, —
 Da zerbrach
 Himmel die Kuppel droben,
 Und eine firmamentene Stimme sprach:

Johann Sebastian,
 Höre mich nahn,
 Auf dich wälze ich Welt, wild und verworren,
 Hader und Haß, Tammel und Gram, Jammer und Zorn,
 Welt über dich!

Die Hände liegen breit auf dem Getast,
 Kraftsammelnd hält er ein zu kurzer Rast, —
 Fest,
 Lipp' auf Lippe hart gepreßt,
 Schwer
 Geht er mit großen Schritten auf das Meer.

Hoch langt an ihm die Gischt, es donnert wirbelnde Wut,
 Brandender Abgrund will ihn niederschlingen,
 Allein er geht, den Blick weit in die Welt gerichtet über die See,
 Gelassen hin wie über einen deutschen Schnee.
 Und sich, ihn trägt die Flut,
 Und horch, nun hebt sie an zu singen,
 Es tönt Musik empor,
 Die Wasser schallen unter seinem Fuß im Chor,
 Der Raum erdröhnt von ihm, es zichen
 Erwogend unter ihm die Harmonien.

Das oft angewandte Kritikerrezept, Dichtwerke daraufhin zu untersuchen, woher dies und das Geistige in dem Ausdruck stammt, ob von Goethe, Hebbel oder Mörike, versagt auch bei diesem Gedichtband Lissauers völlig; man müßte dann auf jene Einzelheit hinweisen wollen, daß das ungebräuchlichste Wort „knirren“ (in dem Gedicht „Die Wiege“) sich sowohl bei Annette von Droste-Hülshoff als auch in den „Pilgerfahrten“ Stefan Georges und nun auch in Lissauers Bach findet. Man müßte anderswohin gehen als zu Kunstgenossen, um für Lissauer die Helfer der Wortbildungen zu suchen: es sind die stillen Stunden des Hineinpressens in die Vergangenheiten. Aus tausend verschiedenen Kanalen zu ihm fließend bilden sich ihm wie wachsende Kristalle Worte und Wendungen. Stendhal-Beyle vergleicht einmal den Wachstumsprozeß der Liebe zu einem Menschen der Entstehung von kristallinischem Gestein; hier ist ein Ähnliches: Lissauer liebt die Wesen der Vergangenheit so, trägt sich so tief in sie hinein, daß sie schließlich aus ihm mit eigenen Gesichtern und doch in der uns vertrauten historischen Gestalt herauswachsen. So war es im „1813“, so ist es hier im „Bach“.

Auch dieses Buch, wie „Der Acker“, „Der Strom“ und „1813“, stammt aus deutschem Gemüt und ist ein Ringen um die Seele der Deutschen, langt hin zu den Pforten der Besten im Volke, klopft an und bittet um Einlaß. Auch dieses Büchlein begleitet der stille Ruf: Seht, ich bin einer der Euren, habt die Kinder meiner Muse lieb; seht, ich verstehe und liebe all das, was groß und stark und überragend fest im Deutschen des Gestern und Heute ist, ich verstehe und hege alles, was,

ohne süßlich und weichlich und zerfasert zu sein, weich und lieb und zart ist; ich stehe neben ernstern Männern mit ernstem Gesicht, ich lache und spaße und verliere mich in den sonnigen Tag mit den fröhlichen, verträumten Altvordern; ich ringe mit ihnen zusammen um Hohes und Heiliges! Seht, ich bin einer der Euren, darum reicht mir die Hand! — Und in diesem stillen Ruf ruht das Bekenntnis des Glaubens an die Zukunft unseres deutschen Volkes.

GOETHE UND DAS KATHARSISPROBLEM

Von Gymnasialdirektor Dr. Georg Rosenthal, Fürstenwalde (Spree)

(Schluß)

Immmer wieder müssen wir es uns bei der Lektüre des Goetheschen Aufsatzes vor Augen halten, daß Goethe zwei Wirkungen der Kunst hier kennt, die moralische, die er ablehnt, und die stoffartige, welche aber nach unserem Empfinden dem Kunstwerke nicht Genüge tut. Die kathartische Wirkung kennt Goethe in seiner Nachlese zur Poetik des Aristoteles nicht. Die Katharsis liegt ihm in der aussöhnenden Abrundung, die nach seiner Meinung nicht nur von der Tragödie, sondern von jedem poetischen Kunstwerk zu fordern ist. So bietet ihm der Ödipus auf Kolonos die aussöhnende Abrundung zur ganzen Ödipustragödie; die Opferung Isaaks und die Opferung Iphigeniens durch ihre Väter Abraham und Agamemnon oder vielmehr die Opferung eines Surrogats anstatt des Menschenopfers scheint ihm gleichfalls die aussöhnende Abrundung einer Tragödie zu sein; im Lustspiel würde die Katharsis in der Heirat zu finden sein, die alle Verlegenheiten glücklich entwirrt. Mit dieser Auffassung der Katharsis hängt auch nach Goethes Meinung die Forderung des Aristoteles zusammen, daß der Held der Tragödie weder ganz schuldig noch ganz schuldfrei sein dürfe. Denn im ersten Falle könne es nicht befriedigen, wenn der vollendete Bösewicht bloß irgendwie ermordet werde und dadurch der gemeinen Justiz entgehe. Im zweiten Fall (daß der Held ganz schuldfrei sei) wäre dann eine Katharsis überhaupt nicht möglich. Denn man werde doch nicht Tugend und Reinheit durch Unglück des Tugendhaften und Reinen ausgleichen wollen. — Nun glaube ich nicht, daß Aristoteles mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer Katharsis diese Forderung über das Wesen des Helden in der Tragödie ausgesprochen hat. Sondern der Held steht darum ganz naturgemäß gleichsam in der Mitte von zwei Extremen, weil wahre Menschlichkeit ebenso ein Maximum menschlicher Leistung ist wie irgend eine Tugend, die nach der Lehre des Aristoteles in der Nikomachischen Ethik in der rechten Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig ist. Teufel und Götter müssen in der Poesie ihre spezifische Eigenart aufgeben und sich dem Menschlichen nähern, wenn sie nicht den natürlichen Boden unserer Erfahrungskenntnis verlassen wollen. Mephisto im Faust und Christus in der Legende vom Hufeisen sind Menschen geworden. So kann Goethe diese Anmerkung des Aristoteles nicht zur Stütze seiner Meinung von der Katharsis herbeiziehen. Es ist ja überhaupt eine Seltsamkeit Goethes, wenn er ablehnend ausruft: Wie konnte Aristoteles bei der Definition der Tragödie an die

Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde! In der Stelle über die Katharsis bei der Musik hat Aristoteles ausdrücklich die Katharsis als eine Wirkung auf den Menschen hingestellt, und hier bei der Tragödie läßt er sie „durch Furcht und Mitleid“ erreicht werden. Furcht und Mitleid existieren doch nicht für sich, sondern erwachen erst in der Seele der Zuschauer zu ihrem Leben. Sie sind ohne Wirkung überhaupt nicht denkbar, ja die Wirkung gehört zu ihrem ureigensten Wesen. Ja, Aristoteles verwendet selber das Wort „Wirkung“ im Fortgang seiner Ausführungen über die Tragödie. Die δύναμις (Wirkung) bleibe auch bestehen, wenn die Tragödie nicht durch Schauspieler zur Aufführung gebracht werde. Es müsse also auch ohne theatralische Aufführung die Fabel so gestaltet sein, daß derjenige, welcher den Verlauf der Ereignisse hört, infolge der Ereignisse Furcht und Mitleid empfindet. Die Fabel aber und die rechte Anordnung des Stoffes sei die Seele der Tragödie. So bleibt nur übrig, daß die Anordnung (Systasis) das Mittel zur Katharsis wird. Nicht etwa ist die Systasis die Katharsis selber, wie Goethe das mit seiner „aussöhnenden Abrundung“ zu meinen scheint, so daß dann Katharsis soviel wie Reinigung des Stoffes von ungeeigneten Bestandteilen und Herbeiführung der passenden Glieder wäre; die Systasis als Mittel zur Erreichung der Katharsis ordnet die Verteilung der Affekte Furcht und Mitleid derartig, daß ihre bloß stoffliche Gewalt aufgehoben wird und die Möglichkeiten des Weltzusammenhanges hervorschimmern. Somit muß die durch Furcht und Mitleid vollzogene Katharsis auch in der Wirkung ihre eigentümliche Kraft haben. Goethe will die Katharsis auf alle poetischen Werke angewandt sehen. Dann bleibt es doch wieder eigentümlich, daß Aristoteles sie ausdrücklich der Tragödie und der Musik zuschreibt. In der Tragödie und in der Musik können Erlebnisse geboten werden, die nicht überall, die nicht in jedem poetischen Werke vorliegen. Es müssen Erlebnisse sein, die das Innere der Menschen derartig ergreifen, daß sie gleichsam ihrer irdischen Umwelt vergessen.¹ Die heilige Musik hat, wie Aristoteles schreibt, ihren besonderen Platz bei den mystischen Kulturen. Und ohne die Vorgänge bei einer mystischen Kulthandlung wird man sich die kathartische Wirkung überhaupt nicht klar machen können. Denken wir an irgend eine symbolische Kulthandlung unserer Zeit, auch da vollzieht sich je nach der Anlage der Einzelnen eine Katharsis, eine Erlösung, die emporwächst aus den Schauern der Ehrfurcht. Das Unendliche zu erleben, weckt diese Schauer. Gewiß lag und liegt noch heute eine solche Wirkung bei denen vor, die gläubig einer Kulthandlung beiwohnen. Gerade das Opfer in der Messe hat seine Grundlage in einer Vergegenwärtigung des Leidens, und die tiefste seelische Erschütterung, die sich in der Seele des Gläubigen angesichts des für ihn dargebrachten Menschenopfers vollzieht, wird zur Katharsis führen; alles Bängliche wegen des eigenen Leidens wird fortgeweht, der Erlöser ist eingezogen und eine stumme Seligkeit des Herzens macht bereit zu neuen Sphären reiner Tätigkeit. Da gebiert sich ein Freisein von allem Erdenleid, nicht eine bestimmte moralische Fähigkeit, nein gewissermaßen die metaphysische Grundlage ist geschaffen, auf der sich nun empirisches Schaffen in reinen Formen erheben kann. Die moralische Folge aber ist sekundär gegenüber

¹ Schon in einer früheren Arbeit „Anmerkungen zur tragischen Katharsis“, *Wochenschrift für klassische Philologie*, 1913, Nr. 9 und 10, habe ich ähnliches dargelegt, doch Goethes Aufsatz noch anders aufgefaßt als hier.



der primären kathartischen Wirkung. — Versuchen wir kurz, erkenntnistheoretisch uns diese Vorgänge zu verdeutlichen! Unser Verstand verknüpft die sinnlich gegebene Welt zu einem Gebilde, das wir Erfahrung nennen. So vollkommen wir aber auch die Erscheinungen durch die uns eigentümlichen Anschauungs- und Denkformen ordnen und in Systeme bringen, so reich und stolz sich auch die Menschheit im Besitze dieser Errungenschaften vorkommen mag, eine Grenze bleibt doch nicht verborgen, die all unserer Erfahrung gesteckt ist; Grenze nicht in dem Sinne, daß wir so und soviel tausend Dinge noch nicht wissen, sondern Grenze in dem Sinne, daß wir uns bewußt werden, über jene Grenze überhaupt niemals hinauskommen zu können. Es ist die Grenze, die der menschlichen Erfahrungswelt überhaupt gegeben ist, weil unsere Sinne sich wohl vervollkommen, nie aber ihre eigentümliche rein sinnliche Natur verlieren können. Kant nennt die Welt jenseits dieser Grenze die intelligible Welt, die Welt der transzendentalen Vernunftideen, die Welt unserer sittlichen Anschauungen über Freiheit, Weltordnung und Ewigkeit. So hart der Verzicht uns auch ankommen mag, über jene Grenze je hinauszukommen, so wird doch die Erkenntnis vom Vorhandensein dieser Grenze ein positiver Gewinn. Denn eine Grenze steckt eben zwei Gebiete voneinander ab. Mit dem Erreichen der Grenze steigt für uns sofort unabweisbar die Überzeugung, ja das Wissen auf, daß jenseits der Grenze auch Land sein muß, daß also all unser metaphysisches Bauen nicht bloß ein Hirngespinnst ist, sondern einer Welt gilt, die uns zwar als ein Wissensgebiet verschlossen bleibt, aber doch unserem Fühlen sich offenbart. Kants Ausführungen über diese Grenze in seinen Prolegomenis gehört mit zu dem Erhabensten, was je ein philosophischer Genius geschrieben hat. Wer aber hat die Kraft, sich jener Grenze zu nahen? Die Enge des Tageslebens hält die Meisten zu stark in ihrem Bann, als daß sie bis dorthin vordringen und das Wunderland zwar nicht schauen, aber doch vorahnend das höchste Glück, den höchsten Augenblick genießen können. Hier setzt die Kunst ein, und alles, was ihr verwandt ist. Jedes Kunstwerk ist etwas Irrationales, dem menschlichen Verstande allein nicht erschließbar. Wir kommen zu einer Grenze, wo unsere Wissenschaft aufhört. Nichts ist alltäglicher als die Gretchentragödie im Faust. Es ist die alte Geschichte; aber mit der alten Geschichte zugleich tauchen die alten Fragen der Theodicee nach dem Warum? Wozu? auf und das durch Furcht und Mitleid hindurchgegangene Herz des Lesers ahnt doch die Lösung, die Goethe am Schluß des zweiten Teiles in den himmlischen Regionen sich vollziehen läßt. Aber nicht alle Tragödien haben ihren zweiten Teil bekommen. Wenn auch logisch jede Tragödie ihren zweiten Teil hat, so ist doch dieser zweite Teil in den allerseltensten Fällen wirklich geschrieben worden. Der griechische Dichter bedient sich hierzu des *deus ex machina*, den man von höherer Warte aus betrachten muß, um den häßlichen Beigeschmack zu verlieren, der in dem Worte: „Gott auf der Theatermaschine“ vorhanden ist. Im Philoktet des Sophokles stehen am Schluß zwei Welten schroff einander gegenüber, die beide ihr Recht haben, wie das ja in jeder ernstern Tragödie der Fall sein muß. Denn da, wo nur einer Recht hat, da kann nur ein ganz minderwertiges stoffliches Interesse für ästhetisch nicht hochstehende Ansprüche vorhanden sein. Die Griechen vor Troja fordern die Mithilfe ihres Volksgenossen Philoktet. Denn wo das Vaterland in Gefahr ist, da hat niemand besondere Vorrechte. Philoktet aber fühlt sich

nicht mehr als griechischer Staatsbürger, weil man ihn ausgestoßen hat, und er ist bereit, sein Sichversagen durch eigenes Leid allerschwerster Art zu adeln. Ebenso sind tausenderlei menschliche Konflikte unlösbar und schließen mit einem erschütternden Fragezeichen. Herakles erscheint aus den Wolken und gibt die göttliche Entscheidung. Nicht ist das ein Mangel des Dichters, der seinen Knoten nicht lösen konnte, sondern ein Ausdruck des frommen Sophokles, der durch göttliches Endgericht allein sich alle menschlichen Irrungen entwirren läßt. Ob aber die Lösung ausgesprochen wird oder nicht, der Zuschauer wird an die Grenze herangeführt, wo die menschliche Erfahrung am Ende angelangt ist und die metaphysische Welt beginnt. „Und zwischen Trug und Wahrheit schwebt noch zweifelnd jede Brust.“ Das Erleben dieser Grenze gehört zu den allergrößten menschlichen Erlebnissen. Religion, Philosophie, Kunst, jene große Dreieinigkeit, können nur dazu führen. Unzweifelhaft im Sinne Kants ist der große Brief Schillers an Goethe vom 14. September 1797 geschrieben, wo es heißt: „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst.“ Die Kunst also findet Schiller nicht nur in der Wiedergabe der wirklichen Welt, sondern in einer Erhebung über diese, ohne sich in das Übersinnliche selber hineinzuwagen. Denn die übersinnliche Welt ist kein Erfahrungsbegriff, sie lebt aber in unserem Ahnungsvermögen. Der Dichter hat für Schiller das Ziel erreicht, uns bis an jene Grenze hingeführt... Weitere wertvolle Aufschlüsse gibt uns Schiller hierüber in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (historisch-kritische Ausgabe von Günther und Witkowski) XVII, S. 511: „Die Größe, von der wir durch die Dichtkunst erfüllt sind, erhebt uns über alle Schranken der Erfahrung“. Das ist zwar nur von der sentimentalischen Dichtung gesagt, gilt aber doch auch von der naiven Art. Denn überall besteht (S. 519) die poetische Behandlung in der Reduktion auf ein Unendliches. In dem einfachsten simpelsten Vorgange, den uns ein Dichter darstellt, eröffnet er uns zugleich Ausblicke, bewußt oder unbewußt, auf Weiten und Höhen, die zu sehen und uns sichtbar zu machen oben sein Vorrecht und Vorzug als Dichter ist. S. 531 charakterisiert Schiller diese Eigenart: „Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfachheit wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses getan, so ist er auch eben dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicherstellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist auch ihm; bist du, der du ihn liest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine, du verlässest ihn, er hat nicht für dich gesungen.“ Interessant an der letzten Stelle erscheint mir vorzugsweise der Satz „wir können momentweise durch seine reinigende Gegenwart schuldlos werden.“ Schiller spricht sich sonst überhaupt nicht über die Katharsis aus; hier aber erfaßt er offenbar den Vorgang, den Aristoteles meint, ja das Wort „reinigende Gegenwart“ scheint nur auf das griechische Katharsis zu deuten. Auch nur als einen „momentanen“ habe ich oben jenen Zustand dargestellt. An dem endlichen Geschehnis, das uns des Dichters Kunst vorführt, erkennen wir die Grenze des überhaupt Erkennbaren, hinter welcher wir

das Unerforschliche unabweisbar ahnen und zugleich erleben. „Denn zwischen Trug und Wahrheit schwebet noch zweifelnd jede Brust“. Vermögen wir uns selber in einem solchen Affekt zu prüfen und Rechenschaft zu geben, wo wir im Banne der Kunst sind, so dürfte das Ergebnis nur in dem Schillerschen Sinne sein, mit dem ich die Aristotelische Bestimmung der Tragödie identifiziere. Das ist (S. 514) „die Wiederherstellung der Gemütsfreiheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben ist, auf ästhetischem Wege.“ Ja, auch Schiller führt wie Aristoteles hinsichtlich der kathartischen Wirkung eine Vergleichung der Poesie mit der Musik herbei (532): „Wenn die Poesie wie die Tonkunst bloß einen bestimmten Zustand des Gemütes hervorbringt, so kann sie musikalisch genannt werden.“ Das ist keine stoffartige Wirkung, das ist keine moralische Wirkung, das ist wieder der dritte Fall: die kathartische Wirkung. Der Zustand ist ein vager, unbestimmter, weil eben die logisch verknüpfende Tätigkeit des Verstandes bis an ihre mögliche Grenze hinangeführt ist, hier aussetzen muß, weil die Logik an der Grenze ihrer Leistungen angekommen ist, und nun die Vernunftwelt beginnt, deren Besonderheit es zunächst ist, ein kontradiktorischer Gegensatz zur scharfgegliederten Verstandeswelt zu sein, so daß ein vages Fühlen einsetzt. Auch aus Kants Analytik des Erhabenen schreibt Schiller (S. 484) eine Stelle aus, die zur Erklärung des Begriffes Katharsis beiträgt. (S. 484) „Beim Durchbruch des Naiven wird dadurch... daß der schöne, aber falsche Schein plötzlich in Nichts verwandelt wird, ... eine Bewegung des Gemütes hervorgebracht, die zugleich den Körper heilsam schüttelt.“ Diese heilsame Schüttelung des Körpers scheint Schiller überhaupt in seiner ganzen Ästhetik des Erhabenen im Auge zu haben. Er faßt das Erhabene als ein gemischtes Gefühl, entstanden aus Wehsein und Frohsein. Wehsein, weil gegenüber den erhabenen Stoffen, sei es der Natur, sei es der menschlichen Größe, uns unsere Kleinheit deutlich zum Bewußtsein kommt, — Frohsein, weil wir in uns eine Kraft fühlen, die uns über jene Grenze unserer Beschränkung hinausführt und gegenüber dem relativ Großen außer uns den Blick uns eröffnet für das absolut Große in uns. Doch alle diese Stimmungen sind momentan, und Schiller würde es ebenso wie Goethe ablehnen, von der Kunst eine moralische Leistung zu verlangen. Ja, alle Formen der Kunst ebenso wie Philosophie und Religion können bei vereinzelter Betätigung der Menschen eine wahrhaft moralische Wirkung nicht ausüben. Wohl aber können Philosophie und Religion, dauernd ausgeübt, den moralischen Stand des Menschen heben. Wer unablässig sich den Problemen der Philosophie hingibt, wird dadurch an der Zeit eine Förderung seines inneren Menschen erfahren. Die Religion verlangt regelmäßige Wiederholung des Kultus, weil sie von dieser Regelmäßigkeit eine erzieherische Richtung erwartet. Ist die Wirkung einer vereinzelter Musikübung nur kathartisch, so kann doch die dauernde Ausübung oder Beschäftigung mit der Musik eine moralische Wirkung erreichen. Und ebenso erwartet auch Schiller von der Kunst wertvolle Beiträge zur Erziehung des Menschen. Die schmelzende und die energische Schönheit, welche von der Kunst uns vorgeführt wird, kann das ganze Sittenleben der Menschen adeln. So heißt es in der Schrift über das Erhabene (XVII, 631): „Dazu (d. i. zur moralischen Widerstandskraft des Menschen gegenüber den Schicksalsgewalten) nun stärken ihn erhabene Sicherungen und ein öfterer Zusammenhang mit der zerstörenden Natur... Das Pathetische ist ein

künstliches Unglück, und wie das wahre Unglück; setzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geistergesetz, das in unserem Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und weil es bloß eingebildet ist, so gewinnt das selbständige Prinzipium in unserm Gemüte Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geist diesen Akt von Selbständigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Festigkeit. "Ich glaube, in seiner Lehre vom Erhabenen spricht Schiller die Wirkung aus, die Aristoteles in der Katharsis gemeint hat.

Goethes Aufsatz steht mit diesen Gedanken Schillers im Widerspruch. Denn er leugnet einmal, daß Aristoteles überhaupt an eine Wirkung gedacht habe; sodann in seinem durchaus berechtigten Protest gegen alle moralische Wirkung der Kunst weist er der Musik und der Tragödie in seiner Abhandlung nur untergeordnete Wirkungen zu, seien es stoffartige oder intellektuelle. Die dritte Möglichkeit einer kathartischen Wirkung sieht er nicht. Und doch hat Goethe zu andern Zeiten anders empfunden. Eine Befreiung und Erlösung durch die Kunst spricht er in dem Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821 aus.

„Denn das ist der Kunst Bestreben,
 Jeden aus sich selbst zu heben,
 Ihn dem Boden zu entführen;
 Link und Recht muß er verlieren
 Ohne zauderndes Entsagen;
 Aufwärts fühlt er sich getragen!
 Und in diesen höhern Sphären
 Kann das Ohr viel feiner hören,
 Kann das Auge weiter tragen,
 Können Herzen freier schlagen.“

Jedes Wort dieser Verse spricht die kathartische Wirkung aus, wie ich sie vorher zu schildern versucht habe: Die Erhebung über den Boden aller empirischen Erfahrung, ein entschlossenes Losreißen aus der bisherigen Umwelt, ein Aufwärtstreben in reinere Sphären, wo Ohr und Auge auf einmal eine andere Tätigkeit zu leisten haben, d. h. uns die Vernunftwelt erschließen.

Und ein Bekenntnis über die kathartische Wirkung der Musik bringt uns das dritte Gedicht der Trilogie der Leidenschaft „Aussöhnung“. Schon der Name „Aussöhnung“ ist bezeichnend. Die Leidenschaft hat Leiden gebracht. Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen; die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

„Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
 Verflucht zu Millionen Tön' um Töne,
 Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
 Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
 Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
 Den Götterwert der Töne wie der Tränen.“

„Und so das Herz erleichtert merkt behende,
 Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
 Zum reinsten Dank der überreichen Spende
 Sich selbst erwidern willig darzutragen.
 Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
 Das Doppelglück der Töne und der Liebe.“

Das Ahnen der ewigen Schönheit, das höhere Sehnen sind die Kennzeichen der kathartischen Wirkung. Doch sie ist momentan, und es entquillt dem Herzen der Wunsch nach einer dauernden Kraft, die von ihr ausstrahlen möge.“

Schließlich erkennt auch Goethe im religiösen Kultus eine kathartische Wirkung an, also eine andere als die moralische, die er in seiner Nachlese kurzerhand der Religion abfordert. Im VII. Buch von Dichtung und Wahrheit beklagt er, daß der Protestantismus zu wenig Fülle und Konsequenz habe, als daß er die Gemeinde zusammenhalten könnte. Er spricht von dem Reichtum der Sakramente des Katholizismus und ihrer läuternden Kraft. „Aber alle diese geistigen Wunder entsproßen nicht wie andere Früchte dem natürlichen Boden, da können sie weder gesät noch gepflegt noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberflehen, welches nicht jedem noch zu jeder Zeit gelingen möchte.“

Auch hier ist ihm „eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, nötig.“ „Das Sakrament bleibt eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sakrament aber dürfte nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentalische Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen Eins anzusehen.“

Der Kultus also reißt den Menschen aus seiner Alltäglichkeit, weist ihn auf das Ewige und Unerforschliche hin, aber erst die Dauer der Übung oder ihre häufige Wiederholung erlangt Einfluß auf das sittliche Leben. Auch der bildenden Kunst schreibt Goethe kathartische Wirkung zu, wenn er am 19. Oktober 1786 in Bologna anmerkt: „Trifft man wieder einmal auf eine Arbeit von Raffael, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh.“ In dieser Überzeugung, daß die Folge oder regelmäßige Wiederholung solcher Hinführungen zur Grenze zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem eine moralische Beeinflussung des Menschen zustande bringe, kommt Goethe den Lehren nahe, welche Schiller in der Abhandlung über das Erhabene ausgesprochen hatte und welche den Grundstock der Schillerschen Meinungen über die ästhetische Erziehung des Menschen bilden. Darin liegt ja auch überhaupt ein wesentliches Stück aller Erziehung, daß die Gewohnheit zum Guten und Sittlichen das erreichen muß, was das einzelne Gute und Sittliche noch nicht zu gewinnen vermag. Wenn sich also Goethe von der dauernden Einwirkung der Kunst auf den Menschen einen veredelnden Einfluß verspricht, so muß auch für die Wirkung des einzelnen Kunstwerkes ein Name gefunden werden. Goethe gibt in seinen früheren Zeugnissen eine über das Stoffliche hinausgehende Wirkung zu, empfindet durchaus die Gewalt und Heilsamkeit dieser Wirkung, und das wäre dann die kathartische Wirkung. Kathartische Wirkung

verhält sich also zu moralischer Wirkung wie die Vorhöfe des Heiligtums zum Heiligtum, wie Ahnen zur Erfüllung, wie Erwachen des Lebens zum Leben selber. In der kathartischen Wirkung liegt die geheimnisvolle Wirkung aller hohen Kunst.

Im Jahre 1914 ist ein Buch von Peter Peterson erschienen über „Goethe und Aristoteles“. Naturgemäß nimmt die Erörterung des Katharsisproblems einen großen Raum ein. Dasselbst ist die gesamte Literatur darüber kritisch besprochen. Die meisten Forscher, so besonders Ed. Müller (1837), G. Finsler (1900) sehen die Katharsis als einen wesentlich ethischen Prozeß an. Bernays hatte 1880 die Wirkung der Tragödie auf medizinischem Gebiete suchen wollen und die Katharsis als eine Entladung der Furcht- und Mitleidaffekte angesehen. Heyfelder (1905) kommt zu dem Ergebnis, Katharsis sei der Übergang von dem stofflich Ergriffenwerden, von den pathologischen Leiden zur freien Bewunderung des Kunstwerkes als solchen, dadurch, daß wir den Produktionsakt, den Schöpfungsakt nachschaffen.“

Alle diese Deutungen fassen m. E. das Problem nicht weit genug. Denn die Tragödie ist keine für sich bestehende Einzelercheinung, sondern muß in den großen Zusammenhang der Kunst, d. i. also Musik, Dichtung, Malerei, sodann der Religion und Philosophie hineingestellt werden. Es bleibt noch die Frage, ob ein Aristoteles, den wir uns so leicht nur als den kühlen Beobachter der Natur denken, in diesem Sinne die Katharsis gewissermaßen als ein metaphysisches Element zu fassen überhaupt nach seiner Anlage imstande war. Demgegenüber weise ich auf die Gedichte des Aristoteles und v. Wilamowitz's Abhandlung darüber in „Aristoteles und Athen“: S. 416. Dort heißt es: „Ein echtes und frommes Gefühl bleibt es, das den Menschen in dem großen und guten Menschen Gott finden läßt gerade so gut wie in der elementaren Natur. Dieses echte und fromme, aber allerdings auch schwärmerische Gefühl hat auch ein Aristoteles geteilt: Das ist Tatsache. Finde sich jeder mit ihr ab, wie er will; ich habe ihn lieb darum“. Doch die Katharsis selber zu erklären, war hier nicht mein erster Vorsatz. Ich bin von Goethes Aufsatz über Aristoteles ausgegangen und habe gezeigt, daß er als schaffender Dichter mit absoluter Schroffheit die Abneigung aussprechen wollte, daß Moral und Kunst nichts miteinander zu tun hätten, daß der Dichter sein besonderes Vorrecht preisgebe, wenn er sich zum Moralprediger erniedrige. Schrieb Goethe doch im gleichen Jahre an Zelter über die gleiche Frage, und aus diesem Briefwechsel ist sein Aufsatz hervorgewachsen. Zelter, der kathartischer Musik nicht fähig war, konnte Goethe nicht zum reinen Verständnis kathartischer Musik führen. Goethe hat selber kein rechtes Organ für kathartische Musik gehabt und hat solche auch selber in seiner Zeit zu wenig Gelegenheit gehabt kennen zu lernen. Hinsichtlich seiner eigenen Kunst ist Goethe ein interessantes Beispiel, daß den Meistern, die wirklich Großes schaffen können, oft nur ein Bruchteil ihres Dämons zu klarem Bewußtsein kommt. In der Theorie läßt ihn seine Schroffheit übersehen, daß neben der bloß stoffartigen Wirkung und der moralischen noch eine dritte höchste Möglichkeit, die kathartische Wirkung bestehe; seine Schroffheit ließ ihn zugleich vergessen, daß er in der Praxis, wo er sich um Theorien nicht kümmerte, in früheren Jahren doch in Religion und tragischer Kunst, einmal auch in der Musik, eine Wirkung anerkannt hat, die ich im Vorstehenden als kathartische zu charakterisieren versucht habe.

STREIFLICHTER

Vaterländischer Hilfsdienst. Ein dringendes Gebot! 63 führende deutsche Männer haben sich einer von dem Schriftleiter der Deutschen Juristen-Zeitung, Dr. Liebmann, veranlaßten und eingeleiteten Umfrage angeschlossen. Ausgehend von der Wahrnehmung, daß das in dem Hilfsdienstgesetz niedergelegte Hindenburg-Programm auch durch das rechtsuchende Volk und die Justiz unterstützt und gefördert werden muß, wenden sie sich mit diesem Aufrufe an das deutsche Volk, an das rechtsuchende Publikum, die Gerichte zu entlasten, an die Juristen, sich den jetzt viel höher stehenden vaterländischen Interessen zu widmen. In begeisterter Weise ist bei allen diesen führenden Männern des deutschen Geisteslebens die Grundanschauung übereinstimmend zum Ausdruck gebracht, daß die Prozeßsucht des deutschen Volkes eingeschränkt werden muß. In markigen Worten ist in der Umfrage dargestellt, daß eine Einschränkung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten durch Kriegsnotverordnungen, vielleicht durch Erhöhung der Gebühren, notwendig ist. Auf dem Gebiete des Strafrechts seien durchgreifende Reformen anzustreben, Strafkammern und Senate der Oberlandesgerichte in der Richterzahl zu beschränken, die Zuständigkeit der Schöffengerichte und Strafkammern zu erweitern, die der Schwurgerichte einzuschränken. Zwingend wird nachgewiesen, daß durch diese doppelten Aufgaben eine große Zahl überschüssiger Kräfte für den vaterländischen Hilfsdienst frei werden würde. Dem Aufrufe „Die Juristen voran; die Justiz muß Vorkämpferin sein, um dem Vaterlande in seiner Lebensnot zu helfen“ schließen sich in dem Mahnworte an die Justiz und das deutsche Volk die ersten Männer an, an der Spitze der Reichskanzler von Bethmann Hollweg: „Mit aufrichtiger Freude sehe ich, wie der Geist einmütigen Zusammenwirkens, dem das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst entsprungen ist, mehr und mehr das gesamte Leben unseres Volkes durchdringt. Möge das von Ihnen geplante Unternehmen dazu beitragen, daß dieser Geist auch im Rechtsleben reiche Früchte zeitige und alle Beteiligten gemahne, sich bei jedem Tun bewußt zu bleiben, was das Wohl des Ganzen von ihm fordert.“ Ihm schließt sich an der Erste Generalquartiermeister von Ludendorff: „Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst, gestützt auf die Erfolge des Heeres, verkörpert den Willen des deutschen Volkes zum Siege. Jeder daheim hat diesem nachzuleben und wegzuräumen alles, was diesen Willen beschränkt. Dies erwartet das Heer.“ Es folgt der preußische Justizminister Dr. Beseler mit der Mitteilung an die Juristenzeitung, daß die Vorarbeiten für den Weg der Gesetzgebung zur Einschränkung bereits mit größtem Nachdrucke gefördert werden und diese Arbeiten sich ganz in der Richtung bewegen, wie sie in dem Aufrufe des Dr. Liebmann vertreten wird, mit dessen Vorschlägen sie sich vielfach decken. Der Generalfeldmarschall von Mackensen, der württembergische Präsident des Staatsministeriums von Weizsäcker, der preußische Minister des Innern von Loebell, auch sie haben „mit Genugtuung und Freude von dem Plane Kenntnis genommen, um aus Juristenhand und Gerichtspersonal Kräfte für den freiwilligen Hilfsdienst am Vaterlande zu werben“. Fast alle preußischen Minister, auch der Kriegsminister von Stein, der Chef des Stellvertretenden Generalstabes von Freytag-Loringhoven, die meisten Justizminister der Bundesstaaten, die maßgebenden Vertreter von Handel, Industrie und Landwirtschaft, die Präsidenten des Reichstages und des preußischen Abgeordneten-Hauses, eine große Zahl führender Juristen und Verwaltungsbeamten, besonders viele Oberlandesgerichtspräsidenten, Parlamentarier, Vertreter anderer Wissenschaften (von Wilamowitz-Moellendorf, Nernst, Duisberg, Waldeyer), der Literatur (Ludwig Fulda), der Presse: sie alle stimmen begeistert diesem Aufrufe zu. Die 34 Seiten starke Umfrage mit den daran angeschlossenen Erklärungen bestätigt das historische Geleitwort, das der Chef des Kriegsamtes, Generalleutnant Groener dem Gesetze mit auf den Weg gegeben hat: „Das

Gesetz will die höchste Freiheit im höchsten sittlichen Sinne. Es ist ein sittliches und nicht ein Zwangsgesetz!“ Das deutsche Volk wird aus diesem eindringlichen, von so maßgebenden Seiten kommenden Neujahrswunsche gewiß die notwendige Entschlußkraft ziehen, um diesem „dringenden Gebote“ zu entsprechen.

Lorenz von Stein über das Wesen des Berufes. — Keine andere Sprache kennt den Begriff des Berufes; er ist eine eigentümliche Schöpfung des deutschen Geistes. Dennoch hat man sich nur selten die Mühe genommen, genau zu bestimmen, was man darunter zu verstehen hat. Am tiefsten und klarsten hat sich darüber der scharfsinnige Staatsrechtslehrer L. von Stein ausgesprochen, und seine Ausführungen verdienen deswegen, allgemeiner bekannt zu werden. Er scheidet zunächst den inneren Beruf von dem besonderen Lebensberuf. Unter jenem versteht er das Aufgehen aller einzelnen Anschauungen und Kräfte in eine, mit der ganzen Individualität vereinigte, und sich zuvörderst das ganze innere, dann auch zuweilen das ganze äußere Leben mit Bewußtsein unterwerfende Weltanschauung; unter dem Lebensberufe dagegen die, von der Individualität frei bestimmte, und daher die Gesamtheit aller Kraft und Arbeit in sich zusammenfassende Lebensaufgabe in der Gemeinschaft. Der sittliche Wert der ersteren wird dann in der Harmonie alles Denkens und Tuns der Individualität mit sich selber, der Wert der anderen in der Harmonie mit den Entwicklungsstadien und dem Bedürfnis der Gemeinschaft bestehen. Jener wird sich deshalb stets an die Gottheit und die Zukunft, dieser stets an das Menschliche und die Ordnungen der Gegenwart anschließen. Scheiden wir nun den inneren, rein subjektiven Beruf von dem, was man die Lebensaufgabe des Einzelnen nennt, so hat diese als Teil der Gemeinschaft einen doppelten Inhalt. Zuerst ist der Einzelne selber in ihr sein eigener Zweck; dann aber wird sie ein mitwirkendes Moment an dieser Gemeinschaft, ihrer Gesamtarbeit und ihres höchsten Zieles. Insofern wir sagen, daß die Erfüllung der Lebensaufgabe des Einzelnen die Bedingungen eben dieser seiner Existenz in der Mitte aller anderen zu geben habe, wird ihr Inhalt stets die Erreichung der wirtschaftlichen Mittel des individuellen Lebens bleiben müssen. Diese Erreichung durch die Kraft des Einzelnen selber angestrebt, ist der Erwerb, insofern dieser die Summe der Güter bedeutet, die das Leben fordert. Jede Lebensaufgabe, mag sie sein, welche sie will, ist zuerst und zuletzt, eine des Erwerbes bedürftige und nach dem Erwerbe strebende; es kann überhaupt keine Lebensaufgabe geben, die nicht durch ihre Erfüllung die wirtschaftlichen Bedingungen der individuellen Existenz zu bieten imstande wäre. Nun aber bleibt dennoch der höchste Zweck des Lebens der Gemeinschaft die Entwicklung der Idee der Persönlichkeit. In tausend Formen, in tausend Fällen klopft diese höhere Natur der individuellen Lebensaufgabe an die Tore unseres Bewußtseins. Damit empfängt auch der Einzelne den zweiten höheren Inhalt seines Lebens; das Bewußtsein, mit diesem zugleich für die höhere Einheit der menschlichen Gemeinschaft und ihre Entwicklung bestimmt zu sein, erfaßt ihn; der höchste Wert dessen, was er weiß und vermag, liegt jetzt nicht mehr bloß in seiner individuellen Lebenssphäre mit ihrem Bedürfnis und ihrem wirtschaftlichen Erfolge, sondern zu der Arbeit, die er für sich tut, tritt die freudige Hingabe des Eigensten an die Idee der Gemeinschaft hinzu, und langsam und unwiderstehlich lernt er in Arbeit und Liebe ein doppeltes Leben zu leben, sein eigenes und das der Gemeinschaft. Was er ist und tut, ist und tut er jetzt für alle; was er kann und hat, lernt er doppelt genießen in dem, was er zunächst für ihn selber, dann aber auch zugleich für die Gemeinschaft ist; die Befriedigung, die er fühlt, wird ihm zum edleren Pflichtbewußtsein, sein Wollen und Können empfängt eine höhere als die wirtschaftliche Verantwortlichkeit, das Bewußtsein, nicht alles um seiner selbst willen zu tun, wird zum Bewußtsein der persönlichen Würde, — die Anerkennung der Anderen, daß er zugleich für die Gemeinschaft lebendig und tätig wirkt, wird zur

öffentlichen Ehre, und die Gesamtheit aller dieser Faktoren, die auf diese Weise das innerste Bewußtsein des Lebens mit der individuellen Lebensaufgabe im allgemeinen und der wirtschaftlichen im besonderen zu einem lebendigen Ganzen verschmelzen, bildet das, was wir den Beruf nennen.

Zweiter Comenius-Abend. — Bericht der „Vossischen-Zeitung“ in der Morgen-Nummer vom 9. Dezember:

In der Comenius-Gesellschaft sprach gestern Abend Dr. phil. Else Hildebrandt über die Grundlagen, die Entstehung und das Wesen der skandinavischen Volkshochschule und beschäftigte sich am Schluß mit den Bedingungen, unter denen diese eigentümlichen nordischen Bildungen auch auf Deutschland ausgedehnt werden können.

Die skandinavische Volkshochschule dient der sittlichen und geistigen Erziehung der erwachsenen männlichen und weiblichen Bevölkerung. Die Mehrzahl der Anstalten sind Internate, in die die jungen Männer nicht unter 20, die jungen Mädchen nicht vor 18 Jahren aufgenommen werden. In ihnen tritt neben Vortrag und Unterricht hauptsächlich das enge Gemeinschaftsleben als Erziehungsfaktor auf. Vater der Errichtung ist in Dänemark Grundtvig, der, von der Überzeugung ausgehend, daß wahre Erkenntnis das ganze Sein des Menschen durchdringen müsse, als Bildungsmittel nur das lebendige Wort zuließ. Er verstand unter Bildung schlechthin Menschenbildung, wenn er auch die Berufsbildung in keiner Weise herabsetzte; deshalb wollte er auch die Schüler erst in die Volkshochschule aufnehmen, nachdem sie bereits im Berufe tätig gewesen waren. Diese Gedanken wurden auch in Schweden verbreitet, und hier bemühtigte sich hier der Bauernstand, der ganz anders als bei uns schon in ältesten Zeiten Gleichberechtigung mit den anderen drei Ständen sich in sozialer und politischer Beziehung erkämpft hatte. In der Landbevölkerung erwuchs der Wunsch nach vermehrter Allgemeinbildung, und sie unterstützte das Emporkommen der Volkshochschule durch Geld, durch Mittel und durch die Tat. Neben der politischen mächtigen Stellung der Bauern wirkte auch das Streben nach innerer Freiheit im Norden, wo der Protestantismus so stark vorherrscht, für Gründung von Anstalten, die Allgemeinbildung vermitteln.

Nach einer außerordentlich lebensvollen Schilderung der Einrichtungen der dänischen und schwedischen Volkshochschulen, die die Vortragende selber in mehrfachen Studienreisen besucht hat, besprach sie die Anregungen, die Deutschland aus diesen Organisationen genießen könnte. Sie betonte, daß das Volk im weitesten Sinne ein positives Verhältnis zu dem Staate und den Kulturwerten seiner Nation werde gewinnen müssen, und daß deshalb Volkshochschule, Fortbildungsschule und Jugendpflege allein nicht zur Erreichung dieser Bildung genügten, weil die Jugend mit dem 17. Jahre noch nicht fähig sei, selbständig zu Problemen intensiv Stellung zu nehmen. Wenn nun also die Volksorganisationen hier eingreifen müssen, so muß ihr Lehrstoff zunächst von der Parteipolitik unter allen Umständen losgelöst werden. Weiter müssen die Bauern und besonders die Arbeiter, die sich die Vortragende in erster Linie als Schüler denkt, zu den Dingen selbst geführt werden, zu den historischen Quellen, zum bildenden Kunstwerk, zur Dichtung. Nur durch selbsttätiges Forschen kann auch das Bewußtsein der Verantwortung wachsen und zugleich die Duldung der Anschauungen Andersdenkender.

Vorträge allein werden also hier nicht helfen, auch schon deshalb, weil die Hörer neben dem Berufe nicht fähig sind, sich bei Vorträgen scharf zu konzentrieren. So soll denn nach der Meinung der Vortragenden Bauer und Arbeiter, nachdem er eine Weile im Berufe gewesen ist, einer Volkshochschule nach skandinavischem Muster für längere Zeit zugeführt werden, damit er lernt sich als Glied des Staatsganzen zu fühlen, und damit er erfährt, daß jeder, der seine eigene Fähigkeiten entwickelt und

sein Leben für die Gemeinschaft einsetzt, erst in Wahrheit Mensch ist — auch wenn er kein Examen gemacht hat.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Direktor Wetekamp, Pfarrer Siems und Dr. Horwitz.

Es ist bekannt, daß man noch immer nicht den Ursprung der alten englischen Steinmetzen-Gebräuche kennt, die in zahlreichen alten Manuskripten, den sogenannten Old Charges, einen Niederschlag gefunden haben. Englisch Original sind sie sicher nicht, mindestens eine sehr starke außerbritische Beeinflussung müssen englische eventuelle Anfänge erfahren haben. Manche haben behauptet, ihre Vorbilder stammten aus Frankreich und hingen mit der Compagnonage zusammen, manche wollen sie mit deutschen Gebräuchen zusammenbringen. Neuerdings hat Sonnenkalb in Z.-C. N. F. 3, S. 70ff für den deutschen Einfluß wieder gewichtige Gründe beigebracht, daß wir deutsche Vorbilder anzunehmen haben. Namentlich nach dem schwarzen Tod 1348 habe es nachweislich stark an Arbeitskräften gefehlt. Nun war König Eduard III der Schwager Ludwig des Bayern und sein Nachfolger Richard II der Schwiegersohn Kaiser Karls IV. Da seien eine Menge deutscher Bauleute nach England geströmt, zumal die Bautätigkeit gerade in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf der Insel sehr stark war. Nun ist aber der Nachweis dafür sehr schwer; die Frage muß aber untersucht werden. Das Problem ist ganz klar: wenn es gelingt nachzuweisen, daß nicht nur einzelne deutsche Baumeister, sondern auch wandernde Gesellen Englands Küste damals erreicht haben, so ist kein Zweifel, daß die deutschen Gebräuche auch das Leben in den englischen Logen und die englischen Gebräuche bei der Aufnahme neuer Mitglieder stark beeinflußt haben. Man muß bedenken, daß kein englisches Gewerk solche Aufnahme-rituale besitzt außer dem Masons. In Deutschland hatte aber das Steinmetzengewerk solche Rituale schon im 12. Jahrhundert. Kann einer der Leser Beiträge zu der Frage liefern?

Wolfstieg

Neu hinzugetretene Mitglieder vom Jahre 1916. Fräulein Emmi Menges, Wilmersdorf; Herr Lehrer Kurt Weckel, Dresden; Herr Lehrer Moessner, Schwabach; Stadtbibliothek Budapest; Herr Professor Agricola, Kreuznach; Margareten-Lyzeum, Berlin; Frau Menzel, Darmstadt; Pädagogisches Seminar der Universität Berlin; Herr Dr. Marcinowski, Haus Sielbeck am Uklei; Frau Dr. phil. Else Hildebrandt, Charlottenburg; Herr Pfarrer Müller, Berlin; Frau Else Croner, Berlin; Herr Professor Dihle, Berlin; Herr Professor Reich, Berlin; Frau Regierungsrat Groege Zychen; Herr Ober-Telegraphen-Sekretär Krieg, Leipzig; Herr Pfarrer Limburg, Bochum; Herr Oberlehrer Dr. Wust, Trier; Herr Verlagsbuchhändler Beltz, Langensalza; Fräulein Oberlehrerin Reinke, Wilmersdorf; Herr Pfarrer Counor, Tilsit; Herr Oberlehrer Brunner, Steglitz; Herr Gymnasialdirektor Dr. Rosenthal, Fürstenwalde-Spree; Herr Kaufmann Schilling, Görlitz; Herr Ingenieur Thomann, Charlottenburg; Herr Seidel, Leipzig; Herr Dr. med. Thedinga, Nikolassee-Berlin; Herr Professor Dr. Violet, Berlin; Herr Gymnasial-Direktor Professor Dr. Sorof, Berlin; Herr Kaufmann Henkel, Cassel; Herr Oberlehrer Dr. Metzger gen. Hoesch, Hildburghausen; Fräulein Maria Keller, Herr Seminar-Direktor Frommholz, Fürstenwalde-Spree.

W. von Humboldt über das Menschheitsideal. In dem Gemüte des Menschen sind die Anlagen zu jeder Art der Kraftäußerung miteinander verwandt, und jede einzelne entwickelt sich freier und vollkommener, wenn sie durch die verhältnismäßige Ausbildung der übrigen unterstützt wird. Von welchem Gegenstande man daher immer reden mag, so kann man ihn auf den Menschen und zwar auf das Ganze seiner intellektuellen und moralischen Organisation beziehen. Bei

jeder eigentümlichen Philosophie, jedem weitumfassenden System der Naturforschung, jeder großen politischen Einrichtung kann man untersuchen, was dadurch der philosophische, naturhistorische, politische Geist allein und in ihrer Verbindung gewonnen haben. Man kann an diese Untersuchung die noch allgemeinere knüpfen, um wieviel dadurch der menschliche Geist überhaupt dem letzten Ziele seines Strebens näher gerückt ist, dem Ziele nämlich: die ganze Masse des Stoffes, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen und mit allen Kräften seiner Selbsttätigkeit umzugestalten und sich anzueignen und dadurch sein Ich mit der Natur in die all-gemeinste, regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen. Man muß sogar immer beides, sobald man einen hohen praktischen Endzweck verfolgt, und man darf es wenigstens nie ganz vernachlässigen, wenn man von der Kunst spricht, die aus dem Innersten des menschlichen Gemüts selbst entspringt, und von einem Kunstwerke, das mit dem Gepräge einer großen Eigentümlichkeit gestempelt ist.

Ervählt man nun diesen höheren Standpunkt, so bezieht man seinen einzelnen Gegenstand auf einen allgemeinen, außer demselben liegenden Mittelpunkt und arbeitet an einem mehr oder minder beträchtlichen Teil eines weiten und erhabenen Gebäudes. Dieser Mittelpunkt ist nämlich: die Bildung des Menschen; dies Gebäude: die Charakteristik des menschlichen Gemüts in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt. Man besitzt nunmehr in der Summe der Vorzüge des Geistes und der Gesinnung, welche die Menschheit bisher dargetan hat, eine idealische, aber bestimmbare Größe, nach welcher sich der einzelne beurteilen läßt; man sieht ein Ziel, dem man nachstreben kann; man kennt einen Weg, auf dem es möglich ist, im höchsten Verstande des Wortes Entdecker zu sein, indem man durch die Tat als Dichter, Denker oder Forscher, aber vor allem als handelnder Mensch jener Summe etwas Neues hinzufügt und damit die Grenzen der Menschheit selbst weiterrückt. Man gewinnt eine Idee, welche durch Begeisterung zugleich Kraft mitteilt, da das Gesetz die Schritte nur leitet, nicht auch beflügelt, und den Mut mehr daniederschlägt als erhebt.

Es gibt keine freie und kraftvolle Äußerung unserer Fähigkeiten ohne eine sorgfältige Bewahrung unserer ursprünglichen Naturanlagen; keine Energie ohne Individualität. Deswegen ist es so notwendig, daß eine Charakteristik, wie die eben geschilderte, dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vorzeichne, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziele allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen Seiten entgegenzueilen. Nur auf eine philosophisch empirische Menschenkenntnis läßt sich die Hoffnung gründen, mit der Zeit auch eine philosophische Theorie der Menschenbildung zu erhalten. Und doch ist diese letztere nicht bloß als allgemeine Grundlage zu ihren einzelnen Anwendungen, der Erziehung und Gesetzgebung (die selbst erst von ihr durchgängigen Zusammenhang in ihren Prinzipien erwarten dürfen), sondern auch als ein sicherer Leitfaden bei der freien Selbstbildung jedes einzelnen ein allgemeines und besonders in unserer Zeit dringendes Bedürfnis. Je größer die Anzahl der Richtungen ist, welche ihm offen liegen, je reichhaltiger der Stoff, welchen unsere Kultur ihm darbietet, desto mehr fühlt sich auch der bessere Kopf verlegen, unter dieser Mannigfaltigkeit eine verständige Wahl zu treffen und auch nur mehreres davon miteinander zu verbinden. Ohne diese Verbindung aber geht die Kultur selbst verloren. Denn wenn die Kultur des Menschen die Kunst ist, sein Gemüt durch Nahrung fruchtbar zu machen, so muß er dazu seine Organe so harmonisch stimmen und eine solche äußere Lage wählen, daß er so vieles, als möglich, sich aneignen kann, da ohne Abneigung kein Nahrungsstoff weder in das Gemüt noch in den Körper übergeht.

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICH'S IN JENA

IX. Jahrg.

Berlin, im Januar 1917

Nr. 1

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 55

BAUCH, BRUNO, „Geschichte der Philosophie V: Immanuel Kant“. — Sammlung Göschen, Berlin und Leipzig, 1916. M 1.

Für das stark anwachsende Bedürfnis nach philosophischer Vertiefung bietet das Kant-Büchlein des Jenenser Professors Bruno Bauch ein ausgezeichnetes Hilfsmittel. Es ist wahr; wir sind heut in vieler Beziehung über Kant hinaus weitergegangen. Aber trotzdem bleibt bestehen, daß das tiefere Eindringen in das Verständnis des deutschen Geisteslebens immer wieder bei dem großen Königsberger beginnen muß. Nun gibt es zwar eine überreiche Fülle von Darstellungen seiner Philosophie; aber es ist doch nur wenig Gutes vorhanden, das einem allgemeinen Bildungsbedürfnis in zureichender Weise entgegenkommt. Da ist denn Bauchs Kant auf das Allerangelegentlichste zu empfehlen. Auch wer in diesem oder jenem Punkte eine andere Auffassung vertritt, wird gern zugestehen, daß die Darlegung ebenso tief wie klar, ebenso gründlich wie formvollendet ist. Das ganze zeugt von einer meisterhaften Beherrschung des Gegenstandes und ist zugleich anregend und eindrucksvoll geschrieben. Es ist dem Verfasser gelungen, einen lebendigen Gesamteindruck von dem Geisteswirken Kants zu verschaffen, und das ist bisher den meisten dieser Schriften versagt geblieben. Es war mir eine Freude, dieses Werk kennen zu lernen.

Ferd. Jak. Schmidt

BODE, JULIUS, Pastor prim. an St. Anogarii zu Bremen, „Vom Deutschtum“. Neue Kriegspredigten. Bremen, Drewes, 1915. 59 S. 8°. M 1.

Die schönen Predigten des hochbegabten Pastors Bode haben wir in diesen Heften schon öfter erwähnt. Bode versteht seine Zeit und hat die Kraft und Geschicklichkeit, den rechten Ausdruck für ihr Bedürfnis zu finden. Und das Wichtigste: er ist ein Mann. Welche Fülle von Gedanken, welcher Wille, die Welt zu bessern und zu erneuern im christlichen und deutschen Sinne. Hier ist an keiner Stelle Salbaderei und lehrhafte Schönrederei. Ein einfaches Thema aus der Zeit, angeschlossen an eine sehr sorgsam ausgewählte Bibelstelle, dann eine Deutung, die jeden ergreift, und das in einer Sprache, von der einfach zu sagen ist: sie hat Charakter. Die Themata, welche das schöne kleine Buch bespricht, lauten: Um was kämpfen wir? Warum sie uns hassen? Das Recht auf die Pflicht. Krieg oder Opfer (später abgeändert in: Ein Jahr Krieg). Zukunft. Über das Opfer. Sentimentalität. — Es muß ein Genuß sein, diesem Prediger zuzuhören, es ist schon ein Genuß und ein Gewinn, seine Worte zu lesen.

Wolfstieg

BOECKELMANN, FR., „Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache“. Unsere Anrede im Licht der Gegenwart. Hamburg, Janssen, 1916. 12 S. 8°. M 0,20. (Vortrupp-Flugschrift Nr. 35.)

Verfasser meint die Anrede „Sie“ statt „Ihr“, die Jakob Grimm als einen Fleck im Gewande der deutschen Sprache bezeichnete. Ganz recht! Aber wie das ändern? Verfasser hofft auf die Jugend. Sicher ist, daß unsere Feldgrauen das „Du“ wieder einführen und selbst alle Unteroffiziere mit „Du“ anreden. Aber im geselligen Verkehr ist der Pluralis maiestaticus nicht zu vermeiden. Da aber klingt das „Ihr“ wie ein Rückfall in Barbarei, mindestens wie ein Archaismus. Ich fürchte, daß da gar nichts zu machen ist. Man doktert schon zu viel an unserer Sprache herum; wenn man nichts Neues erfindet — und viel Auswahl ist da nicht — so wird hier schwerlich etwas zu machen sein. Man müßte den Kaiser für die Sache gewinnen, dann ginge es im Verein mit der Jugend vielleicht. Aber auch dann müßte die alte Generation sicher erst absterben, ehe sich der Gebrauch des „Ihr“ oder ein Drittes einbürgerte. Auch Moden werden nicht gemacht, sie kommen und überwältigen; vor allem sprachliche und gesellschaftliche. Ohne Zweifel muß man aber dem Verfasser der kleinen Schrift, der alles zusammengebracht hat, was sich zur Sache sagen läßt, für die Anregung dankbar sein.

Wolfstieg

„British Rule in India.“ Condemned by the British themselves. Published by the Indian National Party. London 1915. 68 S. 8°.

Zusammenstellung englischer Akten, Briefe, Auszüge aus Reden, Büchern und Zeitungen. Wir weisen auf dieses kleine Buch alle die hin, welche aus dem Munde von Engländern selbst einmal hören und erfahren wollen, wie man in Indien gehaust hat. Kostenlos zu haben in Charlottenburg, Wielandstr. 38. In Amerika hat der Präsident Wilson die Ausfuhr dieser Schrift aus den Vereinigten Staaten verboten. Sehr bezeichnend!

Wolfstieg

CASPARI, OTTO, früher Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg, „Die Bedeutung des Freimaurertums“. Eine Darlegung seiner Ethik, Religion und Weltanschauung. In der ersten Auflage preisgekrönt. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Unger, 1916. XV, 268 S. 8°. M 5, geb. M 6,20.

Neulich sagte mir der Verleger einmal: es geht nichts besser, als dieses Buch. Ja, das ist zu begreifen. Wir haben keine bessere Philosophie der Freimaurerei als diese. Der Verfasser gewöhnt, richtig zu denken und gehörig in die Tiefe zu gehn, hat hier seine Gedanken über eine Geistesrichtung niedergelegt, die Jahrhunderte gebraucht hat, um sich zu bilden und zu befestigen. Freilich die englische Freimaurerei ist stehen geblieben und verknöchert, die romanische Freimaurerei ist auf Abwege geraten und entartet in politischem Cliquenwesen, aber die deutsche Freimaurerei ist etwas geworden und bedeutet heute eine geistige Macht. Die besten Männer der Nation haben an ihr mitgearbeitet, ein Lessing, Herder, Goethe, Fichte, Friedrich der Große und die Kaiser Wilhelm und Friedrich. Welche Fülle von großartigen Gedanken dieses Werk bietet, zeigt nun gerade das vorliegende Buch von Caspari. Der Verfasser hat wirklich herausgeholt, was aus dieser Weltanschauung herauszuholen ist; er behandelt die Probleme, die die Freimaurerei bietet, bisweilen geschichtlich, bisweilen polemisch, immer philosophisch, klar, einfach. Der Laie, der garnichts von Freimaurerei weiß, kann das lesen und verstehen. Er wird sich bei der Lektüre wundern; das sind ja ganz meine Ansichten, wird er ausrufen. Ganz richtig! Die Freimaurerei hat allmählich durch Wort und

Schrift, durch Erziehung und Beispiel so auf die Zeit und das Volk gewirkt, daß hunderttausende unsere Gedanken zu denken, unsere Ziele handelnd zu erstreben gewöhnt sind, ohne daß sie wissen, wer die Weiser zu diesen Zielen gewesen sind. Ich hoffe, daß auch dieses Buch dazu beitragen wird, dem deutschen Volke zu zeigen, daß es auf seine Freimaurerei stolz sein kann. Man verwechsle nur ja nicht deutsches Maurertum mit dem verruchten und verrotteten italienischen und französischen, man verwechsle auch nicht unsere Religiosität mit dem sogenannten religiösen Liberalismus oder dem antiultramontanen Kulturkämpfertum. Damit haben wir Freimaurer garnichts zu tun. Wir sind ganz deutsch, christlich, im urchristlichen Sinne, human und tolerant bis in die Knochen. Das wird dieses Buch beweisen. Hier redet ein moderner, ganz deutscher Comenius.

Wolfstieg

DINTER, ARTUR, „Weltkrieg und Schaubühne“. München, J. F. Lehmann, 1916. 62 S. 8°. M 1. (Deutsche Erneuerung Bd. 1.)

Die Schrift ist die Arbeit eines Feldgrauen während eines Krankheitsurlaubs verfaßt; sie erschöpft nach eigenem Urteil des Verfassers das Thema nicht, ist aber recht gut. Der Verfasser, ein bekannter Berliner Regisseur, geißelt die Schäden, die im Theaterwesen eingerissen waren, und hofft Besserung weniger durch den neuen Geist, der das Publikum seit 1914 ergriffen hat, ein Geist, der sich der Bühne gegenüber wenig zeigt, als durch Eingreifen des Staates, der die Schaubühne als Erziehungsanstalt verstaatlichen sollte, um den verderblichen Händlergeist von der deutschen Schaubühne zu vertreiben. Ist das nicht angängig, so wäre eine idealistische Erneuerung der deutschen Schaubühne nur durch Organisation der Theaterbesucher zu erstreben. Die Vorschläge sind recht beherzigenswert. Der Verfasser ist national und sehr kunstverständlich, und, was am sympathischsten wirkt, in seinen Absichten ganz rein und selbstlos.

Wolfstieg

EBERHARDT, PAUL, „Von der Möglichkeit und der Notwendigkeit der reinen Religion“. Gotha, F. A. Perthes, 1916. 68 S. 8°. M 1,20.

Der Verfasser bereitet eine Sammlung von Schriften unter dem Namen der „Aufbau. Blätter für Suchende aller Bekenntnisse“ vor, zu der diese hier vorliegende Schrift Eberhardts das Programm bildet. „Der Aufbau“ ist eine kleine Gemeinde, die nicht eine religiöse Organisation sein will, sondern eine Gemeinschaft von Suchenden, die über den etwa wieder ausbrechenden Hader der Bekenntnisse hinaus zu einer religiösen Einheit und Tiefe kommen will. Gibt es so etwas nicht schon lange? Ist die „reine Religion“ in ihrem Wesen etwas anderes, als Humanität? Man studiere Herder, Goethe, Fichte, Schleiermacher und vor allem Paul de Lagarde.

Wolfstieg

JANELL, W., „Kriegspädagogik“. Berichte und Vorschläge. Leipzig, Akademische Verlagsanstalt, 1916.

In der jetzigen Hochflut pädagogischer Bücher ist eine Übersicht außerordentlich schwer. Den meisten Reformvorschlägen haftet etwas Überhastetes, zu Zeitgemäßes an. Beiden Mängeln sucht die „Kriegspädagogik“ abzuweichen, die vier Schulmänner, Professor Dr. Janell, Dr. Walter von Hauff, Dr. Otto Nothdurft und Georg Kik herausgegeben haben. Das ausführliche Literaturverzeichnis, das in diesem Werke allein 50 Seiten füllt, ist für den Fachmann, da es außerordentlich fleißig zusammengestellt ist, allein schon sehr wertvoll. Sehr interessant ist ferner der Anhang, der aus dem neutralen und feindlichen Auslande kriegspädagogische Schriften, Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze zusammenstellt. Hier kann auch der Laie einen tiefen Blick tun in die

Geistesrichtungen unserer Feinde, die so ganz verschieden von den unsrigen sind. Das Buch selber beschäftigt sich nicht nur mit den einzelnen Unterrichtsfächern, sondern auch mit wichtigen Fragen wie den Berechtigungen und Prüfungen, mit dem Verhältnis von Schule und Universität, der Schulzucht u. a.

Daß Hauff, der die Schulzucht behandelt hat, zu dem Ergebnis kommt, die Schule müßte wieder strenger werden, ist erfreulich, namentlich auch, daß er diese Forderung psychologisch begründet.

Die Erfordernisse der einzelnen Fächer sind eingehend behandelt und, wie zugestanden werden soll, maßvoll formuliert. Deutsch, Geschichte und die alten Sprachen hat Janell übernommen. Er schlägt für Deutsch eine geringe Vermehrung der Stundenzahl vor und hält für die alten Sprachen an dem augenblicklichen Stande fest. Er wird damit wohl in die Bahn gedrängt werden, daß er die Stunden der Nebenfächer zum Besten des Deutschen beschränkt. Dagegen ist um so weniger zu sagen, als er sehr richtig betont, daß ein vermehrter Deutschunterricht nicht bedeutet, daß dadurch unsere Schüler auch wirklich mehr deutsch empfinden lernen. Auch in der Geschichte verlangt er bei den erweiterten Zielen des Unterrichts, unter denen er namentlich die quellenmäßige Behandlung betont, eine Vermehrung der Stundenzahl. Diese scheint er ja doch wohl hauptsächlich auf der Oberstufe für notwendig zu halten, während nach der Forderung von Hauff die Erdkunde auf Unter- und Mittelstufe besser bedacht werden muß. Leider werden keine Wege angedeutet, auf denen innerhalb der Normalstundenzahl diese Vermehrungen eingeführt werden können. Mir persönlich scheint eine Stunde Geographie auf der Oberstufe (was übrigens Hauff auch erwähnt) das Wichtigste, weil sich da erst die Möglichkeit eröffnet, den Geographieunterricht auf wissenschaftlicher Grundlage zu erteilen. Wenn Hauff bei den neueren Sprachen Englisch nach der Wichtigkeit als erste fordert, so kann ich mich einweilen deshalb nicht zu diesem Standpunkt bequemen, weil ich die englische Grammatik nicht für irgendwie formaltbildend halte. Nothdurft hat die Mathematik und die Naturwissenschaften von dem Gesichtspunkte aus behandelt, daß er die Kriegsstoffe in die Schule einführen will, wogegen an sich nichts zu sagen ist. Daß in diesen Fächern wenigstens auf dem Gymnasium eine Einschränkung der Stundenzahl möglich wäre, scheint mir nach der Lektüre des Inhalts nicht ganz von der Hand zu weisen zu sein.

Das Buch gibt, auch wenn man nicht mit allen Punkten einverstanden ist, einen guten Überblick über die pädagogische Literatur der letzten Zeit und eine maßvolle Kritik ihrer Ergebnisse. Prof. Dr. Paul Hildebrandt

MESCHLER, MORITZ, S. I., „Leitgedanken katholischer Erziehung“.

Freiberg i. Br., Herderscher Verlag, 1916.

Die pädagogische Literatur hat heute eine übergroße Ausdehnung angenommen. Man kann nicht immer viel Rühmens davon machen. Auf das vorliegende Werk des inzwischen verstorbenen Jesuiten Moritz Meschler aber kann ich mit dem Bekenntnis hinweisen, daß ich ihm eine vielseitig anregende Belehrung verdanke. Der Verfasser hat nicht nur die Kindererziehung, sondern auch die Selbsterziehung der Erwachsenen in Betracht gezogen. Seinen Gegenstand behandelt er in sechs Abschnitten: Verstandesbildung, Bildung des Willens, Bildung des Herzens, Erziehung und Bildung der Phantasie, Bildung des Charakters, Erziehung und Heranbildung des Leibes. Wenn ich auch, abgesehen von dem konfessionellen Unterschiede, in diesem oder jenem Punkte eine andere Auffassung vertrete, so muß ich doch sagen, daß in diesem Manne ein gottbegnadeter Pädagoge steckte. Seine Darlegungen schöpfen immer aus der Tiefe und verbreiten ein reiches, lebenweckendes Licht. Es werden hier manche Seiten berührt, die in unserer Pädagogik nur allzustark und allzulange vernachlässigt worden sind.

Vor allem ist mir aber lieb gewesen, zu erfahren, wie stark hier der germanische Gedanke der Selbstzucht und Selbstbildung betont worden ist. Möge das Werk eine wohlverdiente Wirkung ausüben.

Ferd. Jak. Schmidt

NORDAU, MAX, „Französische Staatsmänner“. Berlin, Ullstein & Co., 1916. 248 S. 12°. M 1. (Männer und Völker.)

Nordau ist ein sehr bekannter Schriftsteller, der Jahrzehnte seine Tage in Paris zugebracht hat und das taumelnde Staatstreiben dort ebenso wie das gesellschaftliche und literarische Leben im Seinebabel, wie von einer Tribüne, herab beobachtet hat. Er war auch dort, als der Weltkrieg seine Schatten vorauswarf. Nun läßt er die Bilder, die vor seinem Geiste entstanden sind, hier in Gestalt der die Staatsideen in Frankreich repräsentierenden Männer an uns vorüberziehen. Zunächst zeigt er, daß unsere Nachbarn nicht ein Staatswesen, sondern eigentlich deren zwei besitzen: eine demokratisch-revolutionäre Republik und eine konservativ-klerikale Vendée. So ist das bis heute geblieben. Frankreich klappt in einer unausfüllbaren Kluft auseinander. Aber es gibt doch ein Band, das die beiden Staatswesen fest zusammenhält: Frankreich; sie sind alle Franzosen — doch kämpfen beide „Frankreiche“ heftig miteinander und hassen einander wie die Sünde. Es gibt Staatsmänner aus beiden Lagern. Da ziehen sie schon an uns vorüber, der kleine, kluge Adolphe Thiers, der konservative Königsmacher Mac Mahon, der eitle Advokat Jules Simon, der Retter des Vaterlandes, der Südfranzose Léon Gambetta, Jules Grévy, Ferry, Waldeck-Rousseau, der bescheidene Combes, der es unternahm, Frankreich aus einer katholischen Monarchie mit erledigtem Thron in eine weltliche Demokratie umzuwandeln, und der nach Erreichung des Zieles freiwillig zurücktrat, der mächtige und tapfere Clemenceau, der Mustervertreter der Herrenschicht keltischen Stammes, schließlich Jean Jaurès, der Idealist, der bluten mußte, als das Volk in den Taumel des Weltkrieges hineingerissen wurde. Das Buch ist interessant und dem Deutschen heute recht nützlich, da man hier erst die harten Nüsse sieht, an denen das heutige Frankreich sich die Zähne abbeißt, und die Probleme versteht, an deren Lösung die Generationen seit 1870 sich jenseits des Rheins abquälen. Die Ärmsten unserer Feinde! Sie werden bald ausgelitten haben, so oder so; Frankreich ist eine Macht zweiten Ranges, ein bleichsüchtiger, blutarmer Körper mit sinkender Kraft. Und der Arzt und Freund? England wird sein Honorar schon fordern.

ÖSTERWITZ, HERMANN, „Auf der Emden und Ayesha.“ Erlebnisse eines Teilnehmers, nach den Aufzeichnungen aus seinem Tagebuche geschildert. Berlin-Lankwitz: Wallmanns Verlag, 1916. 112 S. 8°.

Mit 6 Vollbildern. Preis im Umschlag geheftet M 1,50, gebunden M 2.

Ein von echt deutscher Vaterlandsliebe, Pflichterfüllung und Begeisterung zeugendes, sehr spannendes Buch, in dem auf Grund der Angaben des Obermatrosen Wadephul die gefährlichen Fahrten, gewaltigen Kämpfe und großen Heldentaten der Besatzung der „Emden“ mit ihrem Kommandanten von Müller und die abenteuerliche Reise auf dem Schiffe Ayesha, deren Mannschaft nach mühevolem Marsch durch die Wüste endlich zu lieben Freunden und Genossen gelangt, zwar in einfacher und schlichter Weise, aber mit großer Anschaulichkeit erzählt werden. Wichtig ist auch, daß man in der Schrift treffliche Schilderungen des ganzen Lebens und Treibens auf dem Schiffe wie eine gediegene Beschreibung der Schiffsräumlichkeiten mit ihren Einzelheiten findet. Die Hauptsache aber ist der hohe volkerzieherische Wert der Arbeit, die durchgehend einen glänzenden Beweis deutscher Art und Gesinnung, deutscher Kraft und Opferwilligkeit liefert und nach Inhalt und Form wohl eine Vergleichung mit den Irrfahrten des Odysseus bei Homer zulassen dürfte.

Karl Loeschhorn

RIST, JOHANN, „Das Friedenwünschende Teutschland“. Ein Schauspiel aus dem Dreißigjährigen Kriege. In neuer Fassung herausgegeben von Heinrich Stümcke. Gotha, F. A. Perthes, 1915. XII, 63 S. 8^o. M 1.

Es ist doch immer gut, gelegentlich einmal in halb- oder ganz vergessenen literarischen alten Scharteken herumzukramen; man findet da manchmal recht passende und erbauliche Sachen. Hat nicht der alte Pfarrer Johann Rist, der während der letzteren Hälfte des Dreißigjährigen Krieges und später noch bis 1667 in dem Marktflecken Wedel im Holsteinschen als Seelenhirte seine Schafe unter Tränen, aber auch mit deutschem Zorn weidete und gelegentlich auch den Pegasus bestieg und einen Ritt in das poetische Land wagte — wir verdanken ihm den schönen Choral „O Ewigkeit, du Donnerwort“ und vielleicht auch den Choral „Jesus meine Zuversicht“ — die Not der Zeit in einem Schauspiel geschildert und zugleich Tausenden die Friedenssehnsucht aus dem Herzen gesprochen. Der Herausgeber hat einen sehr glücklichen Griff getan, das alte Schauspiel jetzt noch einmal zu veröffentlichen. Finden sich doch direkte Parallelen zur heutigen Zeit in dem Schauspiel. „Wir entdecken“, so sagt Herr Dr. Stümcke im Vorwort, „in den sauberen Plänen, die bei Rist Franzosen, Spanier und Italiener zur Überrumpelung des vertrauensseligen Deutschlands schmieden, und in den haarsträubenden Drohungen, die Mars und seine Gehilfen wider die unglückliche Königin ausstoßen, eine gar verdächtige Ähnlichkeit mit den Teilungsplänen und Machenschaften, die von den Häuptern der heutigen Koalition wider Deutschland ausgeheckt sind.“ In der Tat, wunderbare Parallelen! Genau wie heute! — Mit den Grundsätzen der Herausgabe, das allzubreite Barock etwas zu beschneiden und zu kürzen, kann man durchaus einverstanden sein, aber diejenigen, welche Literatur- und Geistesgeschichte treiben, werden es bedauern, daß der Herausgeber nicht doch das ganze hat stehen lassen oder die ausgeschnittenen Teile nicht wenigstens im Keindruck oder in Anmerkungen beigefügt hat. Namentlich die Anspielungen auf die Sozietäten des 17. Jahrhunderts, ihre Fachausdrücke usw hätte man gern gehabt. So ist die Ausgabe zwar für die Aktualität ausgezeichnet, für das Studium aber leider nicht zu gebrauchen. Oder beabsichtigt der Herausgeber auch noch eine große Ausgabe zu veranstalten? Wolfstieg

SEEBERG, REINHOLD, „Geschichte, Krieg und Seele“. Reden und Aufsätze. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. Gebunden M 4,80.

Der Berliner Theologe Reinhold Seeberg hat mit der Zusammenstellung seiner Reden und Aufsätze aus der Zeit der Kriegsjahre ein Buch veröffentlicht, das als ein würdiges und weithin leuchtendes Denkmal dieser großen Tage dasteht. Es geht nicht an, hier einzelnes aus den tiefen und feinsinnigen Gedankenreihen hervorzuheben und nur auf den großen Zug des Ganzen kann hingewiesen werden. Was der Verfasser vom „Sinn der Weltgeschichte“ sagt, berührt uns so wohlthuender, als uns neuerdings Darlegungen geboten worden sind, die trotz allen Wortschwalles die ernstesten Besorgnisse erregen mußten. Willig läßt man sich sodann zu einer Höhe der Betrachtung hinaufführen, wie sie uns in den Auseinandersetzungen über „die weltgeschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Krieges“ über „deutsche Zukunft“, „Krieg und Kulturfortschritt“, „Das Wesen des deutschen Volkstums“ gewährt wird. Aber auch die Schattenseiten dieses Zeitalters kommen in einer Reihe von Darbietungen ernst und treffend zum Ausdruck. Freudig werden ferner die religiösen Beiträge begrüßt werden, die von einer herzbewegenden und geisterhebenden Kraft erfüllt sind; ebenso aber auch die von warmem Heimatgefühl durchtränkten Gaben „Von baltischer Art“ und „Die deutsche Wissenschaft und die Universität Dorpat“. Seebergs Buch ist ein echtes Feiertagsbuch.

Ferd. Jak. Schmidt

SIEGFRIED, BERNHARD, Dr., „Repetitorium der schweizerischen Volkswirtschaft“. Zürich, Orell Füssli, 1916. 90 S. 8°. M 3.
Kleines brauchbares Handbuch mit vielen Statistiken und Daten, namentlich für den Handeltreibenden recht brauchbar. Wolfstieg

SIEMŞ, FRITZ, Pfarrer der Lietzenseegemeinde in Charlottenburg, „Die zehn Gebote“. Andachten. Hutten-Verlag, Berlin, 1916.

Dagegen, daß Andachten über die zehn Gebote in dieser stürmischen Zeit etwas Auffälliges sein könnten, verteidigt sich der Verfasser selbst, indem er erklärt: „Ich selbst als Prediger wie als Zuhörer und Leser von Predigten habe schon seit längerer Zeit das Gefühl, einmal loskommen zu müssen von dem Kriege. Wieviel Quälerei und Geistreichelei bedeuten Kriegspredigten durch zwei volle Jahre hindurch! Man kann nicht immer in Extase leben. Man muß auch einmal los von dem Größten und in stiller Stunde zurück und sich besinnen auf die Grundlagen seines Seelenlebens, gerade um den Krieg wieder aushalten zu können und ihn zu erleben als die furchtbar große und heilige Aussprache Gottes mit seiner Menschheit. Zu diesen Grundlagen aber unseres religiösen Lebens gehören vor allem die uralten Sinaigebote, jenes Stück Urreligion, an dem sich jede echt Religion immer wieder messen und zurechtfinden soll.“ Was hier angekündigt ist, findet sich in dem herzerfrischenden Büchlein trefflich bewährt. Es spricht uns darin die gemütvollte Religiosität an, wie sie sich in den tüchtigen Schichten unseres Volkes von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt hat und uns immer von neuem Mut und Kraft gibt. Luther wußte, was er tat, als er trotz seiner gewaltigen Antithese von Gesetz und Glauben dennoch die zehn Gebote zum ersten Hauptstück seines Kleinen Katechismus machte. Es ist nun einmal im Menschenleben nicht anders, als daß wir nur vom Gesetz aus zum rechtfertigenden Glauben gelangen. Darum ist es auch wahr, daß wir uns an dem Dekalog als dem uralten Besitzstück der Menschheit immer wieder aufrichten müssen. Die hier gebotenen Ausführungen zeugen nun von einer erfrischenden Kraft scharfsichtiger Lebensbeobachtung, einer Wärme des Gefühlstones und einer sprachlichen Treffsicherheit, die diesem Schriftchen ein ganz eigenes Gepräge gibt. Das Ganze ist von einem zugleich frommen und tatfrohen Lebenshauch durchweht, und das Uralte wird hier mit dem gegenwärtigen Dasein in eine so unmittelbar erhebende Beziehung gesetzt, daß sich dabei der Wunsch regt, man möchte noch viel mehr davon hören. Wer diese Andachten liest, wird seine helle Freude haben. F. J. Schmidt

STÖWER, WILLY, Professor, „Deutsche U-Boot-Taten in Bild und Wort“. Herausgegeben von der Reichsmarinestiftung zu Gunsten ihrer Friedenswohlfahrtszwecke. 1. Buch. Jahrgang 1916. Berlin, Galerie-Verlag, G. m. b. H., Potsdamer Str. 97. 1916. Preis M 2,50.

Das namentlich zu Geschenken aller Art recht geeignete und überhaupt sehr empfehlenswerte neue Werk Stöwers enthält auf zehn, etwa je 17×24 cm großen viel-farbigem Kunsttafeln, denen zur Erklärung ebensoviele Textblätter beigegeben sind, eine treffliche Darstellung der Heldentaten unserer U-Bootmannschaften und wird daher zu einem richtigeren Verständnis unserer großen Erfolge auf dem Meere, sowie zur Erhöhung der patriotischen Begeisterung im gesamten Volke viel beitragen; es wird also auch und zwar in ganz besonderem Maße vom volkerzieherischen Standpunkte aus große Bedeutung haben.

Im einzelnen werden uns nachstehende Bilder vor Augen geführt: 1. „U 9“ auftauchend. 2. Versenkung der englischen Kreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ durch „U 9“. 3. Rückkehr von „U 9“ und seinen Helden. 4. Eine Bark wird zur Untersuchung auf Bannware in der Nordsee angehalten. 5. Ein französisches Vollschiiff

wird im Atlantic aufgebracht. 6. Deutsches U-Boot einen bewaffneten englischen Fischdampfer vernichtend. 7. Deutsches U-Boot Gibraltar passierend. 8. Versenkung eines englischen Truppentransportdampfers im Mittelmeer (bei Kreta). 9. Deutsches U-Boot in Konstantinopel. 10. Im Schwarzen Meer beschießt ein deutsches Tauchboot einen Leuchtturm auf der Halbinsel Krim. — Am meisten Interesse dürften ihres Gegenstandes wegen wohl die drei ersten Bilder, sowie die Nummern 6, 7 und 9 beanspruchen.

Karl Loeschhorn

VIERKANDT, ALFRED, Dr., Universitätsprofessor in Berlin, „Staat und Gesellschaft in der Gegenwart“. Eine Einführung in das staatsbürgerliche Denken und in die politische Bewegung unserer Zeit. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. M 1,25.

Vierkants Schrift „Staat und Gesellschaft in der Gegenwart“ ist ein trefflicher und ausgezeichneter Wegweiser für alle diejenigen, die das Bedürfnis haben, sich in den Wirrnissen des öffentlichen Lebens zurecht zu finden. Anregend und allgemeinverständlich geschrieben, ist dieses Buch in hervorragendem Maße geeignet, die schiefen Vorstellungen vom Staatswesen zu beseitigen, die noch immer weitverbreitet sind. Am meisten hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, das schwierige Verhältnis von Staat und Gesellschaft und im besonderen die Natur des modernen Nationalstaates klar und deutlich auseinanderzusetzen. Es ist ihm nicht darauf angekommen, diese Probleme bis in ihre letzten Wurzeln zu verfolgen; nur um eine orientierende Übersicht handelt es sich, und diese ist wohl gelungen. Das Ganze ist von dem Geist eines kernhaften Ethos getragen; so namentlich, wenn zusammenfassend gesagt wird: „Als reich fängt uns an ein Volk zu erscheinen, dessen sämtliche Glieder sich der leiblichen und geistigen Gesundheit, eines echten Heimes, einer wertvollen Arbeit, einer tüchtigen Schulbildung, eines starken Gemeinschaftsinnens und vieler geistiger Güter erfreuen, gleichviel ob eine Anzahl unter ihnen über sämtliche denkbaren Luxusgüter verfügt oder ob alle in schlichter Einfachheit ihre Tage verbringen. Wir empören uns gegen jene Rechenhaftigkeit, die eine geringe Anzahl Kinder für vorteilhaft hält; wir empören uns über eine Denkweise, für die eine Scholle Erde nichts ist als ein Handelsartikel. Wir verlangen wieder nach einem gesunden, starken und inhaltreichen Leben. Wir sehnen uns nach einem Leben, voll von einer Arbeit, die ehrfürchtig aufschaut zu großen Idealen. Das Geld erscheint uns nicht als letztes Ziel, vielmehr bei der heutigen Wirtschaftsordnung als ein kostbares Mittel, um Ordnung in der Wirtschaft zu halten; als ein Mittel, um die Kräfte in Bewegung zu setzen.“ — Alles in Allem kann gesagt werden, daß dieses Werk gerade zur rechten Zeit erschienen ist, um unter den bewegten Zuständen des gegenwärtigen Daseins einen förderlichen Einfluß auszuüben, und daß ihm deshalb eine weite Verbreitung zu wünschen wäre. Ferd. Jak. Schmidt

„Ein Wort an die unten und die oben“, von einem deutschen Sozialdemokraten. Stuttgart, Franck, 1916. 24 S 8°. M 0,30.

Wider die Engländer. Ganz im nationalen Sinne geschrieben.

Wolfstieg

WRANGEL, F. v., „Die Kulturbedeutung Rußlands“. Vortrag gehalten vor der Züricher Freistudentenschaft. Zürich, Orell Füssli, 1916. 67 S. 8°. M 1.

Verfasser hat lange in Rußland gelebt und bringt hier ein gut gezeichnetes Bild von Land und Leuten, das er mit dem festen Willen gemalt hat, gerecht zu sein. „Denn nicht Ihr Urteil fälschen will ich, sondern nur das ersetzen, was Ihnen abgeht: das persönliche Erleben“. Ich glaube, daß das dem Verfasser gut gelungen ist. Die Schrift ist trotz der Kürze ziemlich vollständig und recht interessant; sie spricht auch von der geistigen Kultur der Russen, von Literatur, Musik, Architektur usw., auch von der Geistlichkeit, Kirche und den Sekten, aber nicht von den Schulen. Wolfstieg

Empfehlenswerte Erziehungsheime Pensionate/Heilstätten/Kinderheime

Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim in der Pfalz.

Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die Realschule und in das Jugendheim vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragensnoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 18 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heißbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich zum einjährig-freiwilligen Dienst. Pensions- und Schulgeld 750-900 M im Jahr. Näheres im Jahresbericht und Prospekt durch die Direktion: Prof. Dr. E. Göbel. Dr. G. Göbel.

Jugendheim Charlottenburg, Goethestr. 22

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule
Sozialpädagogisches Seminar

Ausbildung von Hortnerinnen (ev. staatl. Prüfung)
Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen und Jugend-
pflegerinnen.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen, Handfertigkeiten. Pension im Hause.
Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein Anna von Glerke, Charlottenburg, Goethestr. 22.

Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein.

Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjährigen-Berechtigung).
400 Schüler, davon 300 im Internat. Diese wohnen zu je 10-18 in 20 Villen in d. Obhut d. Familien, ihrer Lehrer und Erzieher. Dadurch wirkl. Familienleben, persönl. Behandlung, mütterl. Fürsorge, auch Anleitung bei den häusl. Arbeiten. 70 Lehrer und Erzieher, kl. Klassen. Luftbad, Spielen, Wandern, Rudern, vernünftige Ernährung. — **Jugendсанatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.
Näheres durch den Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr

für Knaben und Mädchen. Vorschule. Realschule (Einj.-Ber.)
Gymnasium. Realgymnasium. Kleine Klassen. Erziehung in
Familiengruppen. Stärkendes Klima. Aerztliche Fürsorge.

Jugendheim für Kinder ohne Schule (Privatstd.)
San.-Rat Dr. Gmelin.

Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena
erschien die Veröffentlichung der Comenius-Gesellschaft:

Ferdinand Jakob Schmidt:

Das Problem der nationalen Einheitsschule

Einzelheft M 0,80 :: Größere Bestellungen nach Verabredung

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Vor kurzem erschien:

Ernst Joël: Die Jugend vor der sozialen Frage

Preis M 0,50

Blätter für soziale Arbeit: „Die kleine Broschüre von Ernst Joël erscheint wie wenig andere geeignet, das innere Verhältnis der den geistigen Grundlagen unserer Arbeit noch fern stehenden Jugend zur sozialen Arbeit zu vertiefen.“

Siedlungsheim Charlottenburg

Das Heim ist Mittelpunkt für Studenten und Studentinnen, die im Arbeiterviertel Charlottenburgs in der Nachbarschaft soziale Arbeit tun. (Volksbildung, Jugenderziehung, persönliche Fürsorge.)

Mitarbeit und Beitritt zum Verein Siedlungsheim (Jahresbeitrag M 6) dringend erwünscht.
Meldungen und Anfragen sind zu richten an die Leiterin Fr. Wally Mewius, Charlottenburg,
Sophie-Charlotte-Straße 80 I

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender:

Heinrich, Prinz zu Schönau-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Diedrich Bischoff, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. Buchenau, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. K. Eucken, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dziobek, Charlottenburg. Direktor Dr. E. Goebel, Mannheim i. d. Pfalz. Professor G. Hamdorff, Görlitz. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Stadtschulrat Dr. Reimann, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Generalleutnant z. D. von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler Alfred Unger, Berlin. Schulrat Waeber, Berlin-Schmargendorf. Professor Dr. W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat Brettmann, Berlin-Frohnau. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav Diercks, Berlin-Steglitz. Dr. Jan van Delden, Gronau i. W. Professor Dr. Eickhoff, Ramscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. Erlenmeyer, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. Kühne, Berlin-Charlottenburg. Chefredakteur von Kupfer, Berlin. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Möller, Berlin-Karlshorst. Dr. Mosapp, Schulrat, Stuttgart. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto Neumann, Elberfeld. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Bürgerschul-Direktor Slamenik, Prerau (Mähren). Professor Dr. Szymank, Posen. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die Stifter (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die Teilnehmer (6 M) erhalten nur die Monatshefte für Kultur und Geistesleben.
3. Die Abteilungs-Mitglieder (4 M) erhalten nur die Monatshefte für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.